

Kurt Spiess  
Wunder dauern manchmal länger ...



Kurt Spiess

# Wunder

dauern manchmal  
länger ...

Noch ein Wunder von Bern  
und andere Überraschungen  
aus meinem Leben

scm

R.Brockhaus

Die Edition **A U F A T M E N**  
erscheint in Zusammenarbeit  
zwischen dem R. Brockhaus Verlag Wuppertal  
und dem Bundes-Verlag Witten  
Herausgeber: Ulrich Eggers

Die zitierten Bibelverse entstammen folgender Übersetzung:  
Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer  
Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

© R. Brockhaus Verlag Wuppertal 2007  
Umschlaggestaltung: Dietmar Reichert, Dormagen  
Umschlagfoto: mauritius images / Ludwig Mallaun  
Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg  
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm  
Best.-Nr. 226.714  
ISBN 978-3-417-26714-3

# INHALT

Vorwort .....	7
1 Durch einen wunderbaren Stern geführt .....	9
2 Der Segen meines Vaters – eine wunderbare Befreiung .	11
3 Durch Krise zur Veränderung – das Wunder von Steffisburg .....	16
4 Ein Wunder, an das ich kaum noch zu glauben wagte – das neue Gemeindezentrum .....	20
5 Vom Gegeneinander zum Füreinander – das Wunder von St. Gallen .....	26
6 Das Ritterfest – eine wunderbare Kinderwoche .....	35
7 Die »Charisma-Spurgruppe« – anfangs flogen die Fetzen	41
8 Das Wunder von Bern .....	48
9 Neues Leben sprießt aus der Ruine – die Auferstehung der Schweizerischen Evangelischen Allianz .....	54
10 Wie durch ein Wunder eine Beziehung heil wurde .....	63
11 Die Bibel im Supermarkt .....	67
12 Eine geglückte Zangengeburt – der erste nationale Gebetstag .....	74
13 Ein erwartetes Wunder trifft nicht ein .....	79
14 Was hat ein Burn-out schon mit einem Wunder zu tun? .	82
15 Das Wunder an meinem Bandscheibenvorfall .....	88
16 Diagnose Krebs – ich glaubte an ein Wunder .....	91
17 Wunder im Alltag – lass dich überraschen! .....	100
18 Geführt oder getrieben? .....	105
19 Schwanger mit einer Vision .....	116



## Vorwort

Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist!

*David Ben Gurion*

Auch ich halte es mit dem ersten Ministerpräsidenten Israels, der diesen mutigen Satz prägte. Ich habe nicht nur an Wunder geglaubt, sondern sie auch erlebt! Darum sprach mich vor einiger Zeit ein Bibelvers besonders an: *Erzählt den Menschen von Gottes Wundern!* (1. Chronik 16,24). Ja, das wollte und will ich gerne tun! Mit Freuden fing ich also an, über meine Erfahrungen zu schreiben. Nach etwa zwei Jahren und einiger Knochenarbeit entstand schließlich dieses Buch.

Wenn von Wundern die Rede ist, denkt man oft zuerst an körperliche Heilungen. Wunder lassen sich aber nicht darauf reduzieren. Wir können sie in verschiedener Weise erleben. Gott ist unbegrenzt. Dies zu zeigen ist eines meiner Anliegen.

Im Lauf der Jahre wurde mir durch biblische Berichte wie auch aus eigener Erfahrung klar, dass uns die Wunder meist nicht einfach in den Schoß fallen. Sie dauern manchmal nicht nur länger, sondern fordern auch Ausdauer und Leidensbereitschaft. Darum vergleiche ich sie gerne mit der Schwangerschaft und der Geburt. Auch wenn es manchmal sehr schwierig und schmerzhaft ist, herrscht am Schluss doch nur noch Freude über das große Ereignis, wenn das Kind endlich da ist. Maria, die Mutter unseres Erlösers, ist dafür ein eindrückliches Beispiel: Das Wunder der Zeugung fiel ihr zwar buchstäblich in den Schoß, doch es brauchte auch ihr demütiges Einverständnis. Sie war bereit, Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen. Ihr war bewusst, dass diese unerklärliche Schwangerschaft für sie drastische Folgen haben würde. Dies zeigte sich bald: Josef, ihr Verlobter, wollte Maria heimlich verlassen, um sie nicht in Verruf und in die Gefahr der Steinigung zu bringen. Er war fest überzeugt, dass sie ihn mit einem anderen Mann schmählich betrogen hatte. Zum Glück hat Gott ihn in einem Traum aufgeklärt. Dann folgte die neunmonatige Schwanger-

schaft und die beschwerliche Reise nach Bethlehem. Die schmerzhafte Geburt fand schließlich unter denkbar schwierigen Umständen statt. Doch sie gebar das größte Wunder der Weltgeschichte – den Erlöser Jesus Christus!

Wer Wunder ohne diesen Preis will, wird sie wahrscheinlich selten erfahren. Ich möchte mit meinen teilweise sehr persönlichen Erlebnissen Mut machen, sich auf diesen lohnenden Prozess einzulassen.

Um das Buch im ganzen deutschsprachigen Raum verständlich zu machen, wurden einige Ausdrücke und Schreibweisen angepasst. Meiner Frau danke ich an dieser Stelle herzlich für ihre intensive Mitarbeit. Ohne ihre Korrekturen, Anregungen und Ergänzungen hätte das Buch nicht befriedigt. Danken möchte ich auch dem Verlag, besonders der Lektorin Frau Silke Gabrisch, für die respektvolle und kompetente Zusammenarbeit.



## Kapitel 1

# Durch einen wunderbaren Stern geführt

In der Firma sah ich Esther zum ersten Mal. Sie war schwarzhaarig, schlank und schön. Aber sie schien mir unerreichbar. Sie arbeitete im Büro des Chefs und ich bloß im Betrieb. Ihre Andersartigkeit sprach mich jedoch immer wieder an, wenn ich sie sah. Die Mädchen in der Fabrik verhielten sich oft so ordinär.

Später ergab es sich, dass mein Arbeitsplatz gleich neben ihr Büro verlegt wurde. Sie hatte mit mir auch beruflich zu tun, was ich sehr genoss! Dabei erzählte sie mir, dass sie eine Freikirche besuchte. Ganz offen sprach sie auch von ihrem Glauben. Aber manches, was sie sagte, war mir schleierhaft. Zudem war ich sehr skeptisch, da für mich nur die evangelische Landeskirche, in der ich aufgewachsen war, vertrauenswürdig schien. Doch je öfter ich ihr begegnete, umso mehr beeindruckte sie mich. Wenn sie in diese Freie evangelische Gemeinde ging, konnte diese Kirche so falsch nicht sein, musste ich zugeben.

Zögernd nahm ich darum die Einladung zu einem Jugendtreffen in ihrer Gemeinde an. Amor half mir, die Schwellenangst zu überwinden. Ab diesem Zeitpunkt besuchte ich die Gemeindeveranstaltungen regelmäßig, obwohl Esther meine Liebe noch nicht konkret erwiderte. Von den Predigten verstand ich wenig. Aber ich vermutete, dass das an mir liegen musste, da alle anderen sie verstanden.

Langsam dämmerte es mir aber doch. Denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, ich sei doch ein ganz netter Junge. Gott müsste eigentlich froh sein, mich in seiner Truppe zu haben. Aber mehr und mehr wurde mir bewusst, dass es in meinem Leben Gedanken, Worte und Handlungen gab, die Gott nicht gefie-

len. Nein, so konnte ich weder im Leben noch im Tod vor dem heiligen Gott bestehen, das war sicher. Ich brauchte Vergebung!

Ich verstand: »Jesus hat sein Leben geopfert, damit ich einmal von Gott nicht verurteilt werden muss!« Nun konnte ich Jesus Christus für sein wunderbares Opfer von Herzen danken. Aufrichtig vertraute ich ihm mein Leben und meine Zukunft an. Die frohe Gewissheit seiner Vergebung legte das Fundament. Es war meine innere Neugeburt. Jesus hat diesen Vorgang bildhaft einem damals bekannten Theologen erklärt: »Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde (innere Herzenerneuerung; Anm. K. S.), sonst kann er das Reich Gottes nicht sehen« (Johannes 3,3).

Plötzlich bekam die Bibel einen anderen Stellenwert. Ich empfand sie nun als Gottes Liebesbrief an mich. Auch die Predigten verstand ich immer besser. Von da an war die Zielsetzung meines Lebens klar: Für diesen Glauben lohnte es sich, zu leben und zu sterben. Als Wegweiser zu Christus hat er Esther gebraucht. Esther heißt nämlich ›Stern!‹ Etwas später erwiderte sie dann auch freudig meine Liebe.

All diese Erfahrungen waren für mich wie Weihnachten und Ostern zusammen und noch viel mehr ... Gottes Führungen sind eben originell und wunderbar! Heute sind wir schon seit dreiundvierzig Jahren verheiratet. Wir haben freudige und schwere Zeiten zusammen durchgestanden. Gott hat uns mit fünf Kindern, vier Söhnen und einer Tochter, beschenkt. Unsere Liebe ist mit den Jahren reifer und glücklicher geworden.

## Kapitel 2

# Der Segen meines Vaters – eine wunderbare Befreiung

Mein Vater war ein unbeirrbarer Pionier, ein Individualist, manchmal auch etwas eigensinnig. Er stammte aus einer traditionsreichen Metzgerdynastie und lernte selbst auch wieder Metzger. Aber es tat ihm oft weh, Tiere schlachten und essen zu müssen. Durch einen Kollegen kam er mit der Bahai-Religion in Berührung. Bahais sind überzeugte Vegetarier. Sie glauben aber auch, dass in Persien der wiedergekommene Jesus schon erschienen ist. Er soll alle Glaubensrichtungen übertreffen und schließlich die neun wichtigsten Religionen der Welt vereinen (darum hat der Bahai-Tempel neun große Tore). Mit diesem wiedergekommenen Messias soll auch das neue, goldene Zeitalter begonnen haben. Notsituationen in der Welt sind lediglich Geburtswehen.

Von einem Tag auf den anderen wurde er strenger Vegetarier. Das Amt als Präsident des Ostschweizer Metzgerverbandes legte er sofort nieder und gab seinen Beruf auf. Für meine Mutter, die sich gerne in der Evangelischen Landeskirche einsetzte, eine riesige Enttäuschung. Auf sie wirkte alles zu fanatisch.

Als ich klein war, hörte ich sie am Telefon energisch zu meinem Vater sagen: »Wenn du so weitermachst, lasse ich mich scheiden!« Es kam nicht dazu, aber ihre Beziehung empfand ich ab diesem Zeitpunkt als sehr angespannt. Dies verstärkte sich noch, als mein Vater der ganzen Familie strikt verbot, Fleisch zu essen. Er war eben überzeugt, dass dies unrecht und außerdem ungesund sei. Er vergass dabei, dass man seine eigene Überzeugung anderen nicht überstülpen darf (später hat er sich korrigiert und uns manchmal sogar ein gutes Stück Fleisch geschenkt). Auch in Sachen gesunder Ernährung (biologischer Anbau, Rohkost nach Dr. Bircher usw.)

war er der Zeit weit voraus. Diesem Umstand verdanken wir Spiesskinder übrigens den Spitznamen »Bananlis« (Bananenliebhaber).

All das habe ich zunächst kurz geschildert, damit man die Reaktion meines Vaters besser einordnen kann, als ich ihm von meiner Berufung erzählte. Denn was den Glauben anbelangte, schlug ich nicht den gleichen Weg wie er ein, obwohl ich meinen Vater respektierte und oft über seine Weisheit staunte. Nicht lange, nachdem ich Jesus persönlich kennengelernt hatte – ich war damals ungefähr achtzehn Jahre alt –, erlebte ich ein sehr einschneidendes Ereignis. Ich hörte einen Vortrag über eine Missionsarbeit in Übersee. Er berührte mich eigentlich nicht sonderlich. Aber plötzlich, während des Referats – es ging gar nicht um Werbung für Missionskandidaten – verspürte ich einen ganz starken Impuls: Der vollzeitige Dienst für Jesus, das ist deine Berufung!

Begeistert erzählte ich es zu Hause meinen Eltern. »Ach Kurt, das ist nur ein kurz aufloderndes Strohfeuer. Wart's ab!« Aha, darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. Aber es konnte ja was dran sein. Also traf ich folgende Entscheidung: Wenn sich in Zukunft meine Berufung vertiefen und der Wunsch erhalten bleiben würde, dann war sie echt. Wenn das Feuer erlösche, dann war es eben ein Strohfeuer.

So arbeitete ich noch vier Jahre in meinem Beruf als Stickereifachmann bei der St. Galler-Stickereiindustrie. Aber das Erlebnis der Berufung gab meinem Glaubensleben enorme Impulse. Innerlich vertiefte sich die Gewissheit mehr und mehr. Ab und zu durfte ich vor einer kleinen Gruppe predigen. In meinem Hauskreis studierten wir die Bibel. Ich entdeckte wertvolle Schätze, die mein Leben bereicherten. Den Eltern gegenüber erwähnte ich aber nie mehr dieses Thema.

Und dann kam der Tag, an dem ich entschied, mich an einer theologischen Ausbildungsstätte zu bewerben. Nun kam der schwierige Moment: Ich musste es meinen Eltern sagen. Sie hatten meine Pläne wahrscheinlich schon längst dankbar als »verbranntes Stroh« abgehakt. Zögernd sagte ich es meiner Mutter. Sie brach

in Tränen aus: »Du kannst doch auch hier, ohne besondere Ausbildung, Jesus dienen!« Grundsätzlich hatte sie ja recht. Aber ich glaube, bewusst oder unbewusst hatte sie Angst um mich und meine Gesundheit: Mein schwaches vegetatives Nervensystem hatte ich ein Stück weit von ihr geerbt. Sie wusste, dass dies mit manchen Beschwerden verbunden war. Und ihre Bedenken waren tatsächlich nicht ganz unbegründet, wie sich später zeigen sollte. Oft befahlen mich an meinem freien Tag recht starke Kopfschmerzen. Allgemein musste ich mit meinen Kräften sehr gut haushalten. Der Arzt meinte schon am Anfang meines Dienstes als Pastor: »Im Blick auf Ihre Gesundheit haben Sie den schlechtesten Beruf gewählt. Landschaftsgärtner wäre besser gewesen. Sie brauchen Bewegung und viel frische Luft!« Menschlich gesehen hatte er völlig recht. Als Pastor hat man wirklich viel zu tragen und oft auch einzustecken. Es ist ein Wunder, dass ich trotzdem durchgehalten und viel Freude und Erfüllung in meinem Beruf gefunden habe.

Mein Vater hörte also unser Gespräch und sah die Tränen der Mutter. Eine Auseinandersetzung schien unvermeidlich. Mir war bange, denn ich wollte, wenn möglich, meinen Weg mit dem Segen der Eltern gehen. In diese Situation hinein sagte mein Vater den wegweisenden Satz, der mich zutiefst befreite und mein ganzes Leben intensiv prägte: »Kurt, du musst an dem Platz sein, wo Gott dich haben will, nur dann wirst du glücklich.« Gemeint war also: Lebe deine Berufung! Für mich ein erstaunliches, nachhaltiges Wunder!

Ein Zentnerstein fiel mir vom Herzen. Ich war meinem Vater aus tiefstem Herzen dankbar, dass er mich gewissermaßen freisetzte, obwohl es ihm bestimmt schwer fiel. Auch meine Mutter unterstützte mich dann im Studium mit ihrem Rat und viel praktischer Hilfe. Nun doch unter dem Segen meiner Eltern meine Zukunft angehen zu dürfen war mir ein großes Geschenk.

Auch Jahre später war die Aussage meines Vaters ein entscheidendes Vermächtnis für meine Arbeit. Ich hatte ja auch die Aufgabe, Menschen in ihre Berufung zu begleiten. Doch immer bestimmte mich dabei der Grundsatz: Führe Menschen dorthin, wo Gott sie haben will, nicht wohin du willst, selbst wenn es dir

schwerfällt und du sie loslassen musst! Immer entsprechend dem Bibelwort: *Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit* (1. Korinther 3,17).

Obwohl ich bildungsmäßig nicht die idealen Voraussetzungen aufwies, wurde ich auf dem Theologischen Seminar in Ewersbach, Hessen (heute Dietzhöhlzal-Ewersbach) in Deutschland, aufgenommen. Mein Beruf war eher künstlerisch als intellektuell ausgerichtet gewesen. Für meine Allgemeinbildung hatte ich leider viel zu wenig getan, was sich als großer Mangel erwies. Es waren dann auch entsprechend harte Jahre, vor allem am Anfang. Zudem war ich mit Esther bereits seit vier Jahren befreundet. Noch weitere vier Jahre getrennt zu sein, war hart. Wir durften damals während des Studiums nämlich nicht heiraten.

Trotzdem erkannte ich den Weg als richtig. Er öffnete mir die Welt der Bildung: Musik, Kunst, Literatur, Geschichte, Sprachen und natürlich das umfassendere Verständnis für die biblischen Inhalte. Vor allem die altgriechische Sprache brachte mir großen Gewinn. Es ist ein besonderes Erlebnis, das Neue Testament der Bibel in der Grundsprache lesen zu können. Es half mir auch dabei, selbstständig theologisch zu denken und die biblischen Aussagen tiefer zu erfassen. Mir war es wichtig, intellektuell ehrlich an die Bibel heranzugehen, auch wenn einige meiner bisherigen Meinungen in Frage gestellt wurden.

Damals und heute mehr denn je steht für mich fest: Nicht die Bibel müssen wir kritisieren, sondern das, was wir oft aus ihr gemacht haben. Jesus verurteilte in keiner Weise das Alte Testament, die damals bestehende Heilige Schrift. Im Gegenteil, er bestätigte immer wieder ihre unabänderliche Gültigkeit (Matthäus 5,17-20). Die menschlich-theologischen Irrwege und Konstruktionen – die konnte er hart verurteilen. Luther, Zwingli und andere Reformatoren betonten darum ebenfalls mit Recht: »ad fontes«, zurück zu den Quellen des Glaubens, der Bibel selbst. »Back to the roots«, könnte man heute auch sagen, ohne dabei in einen falschen kirchlichen Traditionalismus zu verfallen.

Am Anfang meiner Aufgabe als Pastor musste ich trotzdem noch einigen Ballast abwerfen. Aber ich habe eigenständig denken

und predigen gelernt. Das hat meinen Dienst nicht immer einfach gemacht. Doch versuchte ich, mich auf die Zusagen der Bibel zu stützen und erlebte dabei, dass dieses Fundament auch in stürmischen Zeiten tragfähig ist. Wie froh bin ich heute, dass mir mein Vater seinen Segen gegeben hat. Und etwas von seinem Pioniergeist habe ich doch von ihm mitbekommen. Tja, ein wenig Eigensinn sicher auch ...

## Kapitel 3

# Durch Krise zur Veränderung – das Wunder von Steffisburg

Endlich trat ich meine erste selbstständige Pastorenstelle in Steffisburg bei Thun an. Der Gottesdienstraum für etwa achtzig bis hundert Personen war alles, was an Räumen zur Verfügung stand. Meine Frau und ich waren mit einem anderen Ehepaar zusammen die einzigen jüngeren Leute. Bald wurde mir klargemacht, dass in der Gemeinde kaum Gaben vorhanden seien. Darum habe der Pastor eben (fast) alles allein zu tun. Er sei schließlich auch dafür angestellt und werde entsprechend bezahlt.

Diese Haltung beunruhigte mich: Entweder verstand ich die Bibel nicht richtig oder es lief in der Gemeinde etwas falsch. Ich begann, mich mit den Bibelstellen zu befassen, die von der »Kirche« (Gemeinde) als einem Leib sprechen. Dort heißt es, Jesus ist das Haupt dieses Leibes. Der Leib selbst aber wird gebildet durch all die Menschen, die an Christus glauben. Alle Glieder an diesem Leib haben verschiedene Funktionen – wie in einem normalen Leib auch. Jede und jeder soll nun mit seiner Gabe und Möglichkeit diesem gesamten Leib, Christus und der Umwelt dienen.

Es musste sich also etwas verändern! Ich fing an, über die oben beschriebenen Wahrheiten zu predigen. Doch die meisten Gemeindeglieder waren ziemlich überfordert. Einige argwöhnten gar, der Pastor sei wahrscheinlich zu faul, um seine Arbeiten alleine zu erledigen. Andere verstanden es vermutlich einfach nicht oder wollten es nicht verstehen, weil es eben bequemer war.

Dazu entwickelten sich zwar erfreuliche, aber trotzdem erschwerende Umstände: Die Welle der amerikanischen Jesus-People-Bewegung schwappte bis in unsere Gegend. Sie trug hippieähnliche, aber christliche Züge. An Jesus zu glauben, wurde modern.



Die Jugend trug diese Überzeugung mit Kleidern, Frisuren, Aufschriften und einer speziellen Bibel öffentlich zur Schau. Immer mehr Jugendliche strömten zu uns in den Jugendtreff. Ein neuer Raum wurde nötig. Wir bauten den Keller des Hauses zu einem peppigen Jugendkeller um. An Samstagabenden kamen bis zu siebzig Jugendliche. Man konnte sie von der Straße weg einladen und mitnehmen.

Dies war ein enormes Kontrastprogramm zu dem, was in der Gemeinde ablief. Nicht dass die Erwachsenen dagegen waren. Sie wollten ja auch, dass junge Menschen Jesus kennenlernten. Im Gottesdienst war es dann aber nicht so einfach, die speziellen Typen in der vordersten Reihe und die neuen Gottesdienstformen zu akzeptieren.

Auch andere Konflikte erschwerten meine Aufgabe. Ich ließ mich von diesen Problemen negativ beeinflussen. In meinen Predigten fing ich an, Seitenhiebe auszuteilen. Den älteren Leuten stellte ich die Jugendlichen als Vorbild hin: Da bewege sich wenigstens etwas. Lieblosigkeit, Ungeduld und Einseitigkeit machten sich durch mich breit. Meine Predigten ließen immer mehr zu wünschen übrig. Die Gemeinde wurde zum Teil mit Recht unzufrieden.

Ich selbst hinterfragte vor allem mein Amt als Pastor. »Sind die vollzeitlich angestellten Pfarrer oder Pastoren für die Gemeinde nicht eher hinderlich? Werden die Menschen durch uns als Profis praktisch entmündigt?« – so lauteten einige meiner Fragen. Ich musste Klarheit bekommen. Also informierte ich die Gemeindeleitung über meine Pläne: Halbtags würde ich in der Gemeinde die Jugendarbeit betreuen. Für den Rest der Zeit wollte ich irgendeine Arbeit suchen. Natürlich waren alle erstaunt, aber trotzdem mit meiner Idee einverstanden. Sie spürten eben auch, dass irgendetwas geschehen musste. Die Predigten sollten während dieser drei Monate von verschiedenen Pastoren übernommen werden.

Bei einem mir bekannten Maler- und Gipsermeister fand ich eine Stelle. Auf dem Bau hatte ich natürlich Hilfsarbeiten auszuführen, da mir jede Berufserfahrung fehlte. Oft kam ich staub-

bedeckt und ziemlich erschöpft nach Hause. Aber innerlich wurde ich ruhig. Gott bat ich immer wieder um Wegweisung und Klarheit. Mit der Zeit wurde mir deutlich bewusst, dass ich durch und durch von Gott dazu berufen war, Pastor zu sein. Ich durfte und konnte meiner Berufung nicht davonlaufen. Das stand fest. Weitermachen konnte ich aber nur unter der Voraussetzung, dass sich in meinem Dienst grundsätzlich etwas änderte: Ich wollte kein einsamer Alleskönner mehr sein, der die Bedürfnisse der Gemeinde in allen Belangen zu befriedigen hatte. In Zukunft würde ich Begabungen entdecken und fördern, um die Menschen zu mündigen Christen werden zu lassen. Ich wollte sie in ihre spezielle Berufung führen, die Gott für sie vorbereitet hatte. Sicher, auch ich musste für die Gemeinde mein Bestes geben und vor allem in der Verkündigung wieder neue Qualitäten entwickeln.

In meiner Auszeit machte mir Gott dann eine entscheidende Wahrheit mehr und mehr bewusst: »Du hast dich der Gemeinde gegenüber lieblos benommen. Und: Lieblosigkeit ist die größte Sünde!« Eine harte, aber befreiende Erkenntnis! Dem konnte ich nicht widersprechen. Es tat mir von Herzen leid. Ich kam aber nicht umhin, dies auch der Gemeinde zu bekennen und um Vergebung zu bitten.

Eine Gemeindeversammlung wurde einberufen. Die Meinungen wogten hin und her. Dann trat ich ans Rednerpult und berichtete, was mir Gott in der Zwischenzeit gezeigt hatte. Viele nahmen mein Bekenntnis wohlwollend auf. Nur einige wenige konnten mich nicht mehr akzeptieren. Aber das beunruhigte mich nicht mehr besonders, obwohl mir klar wurde, dass ein Gemeinewechsel wahrscheinlich für beide Seiten vernünftig wäre.

Durch mein Bekenntnis und meine Veränderung hatte ein Wunder seinen Anfang genommen: Der Friede kehrte in die Herzen der Gemeinde zurück und meine Predigten gewannen an Tiefe. Jetzt berührten sie die Herzen der Menschen wieder. Der Weg für Gottes Wirken war frei!

Nach einiger Zeit bekam ich eine Anfrage von der Freien Evangelischen Gemeinde in St. Gallen, ob ich bereit wäre, zu ihnen zu

wechseln. Dazu hatte ich ein überzeugtes Ja, da ich innerlich darauf vorbereitet war. Die Gemeinde Steffisburg richtete mir und meiner Familie schließlich einen überaus herzlichen Abschied aus. Unsere Nachbarn verabschiedeten sich liebevoll und auch etwas traurig von uns. Als ganze Familie konnten wir so getrost und ohne belastende Hypothek neu anfangen. Eins bat ich Gott von Herzen: »Lass mich gegen die Gemeinde nie mehr lieblos werden!«

In den ersten vier Jahren tat ich mich sehr schwer in St. Gallen. Aber immer stand mir vor Augen, dass nur die Liebe, der Glaube und Gottes Veränderungen etwas bewirken können. Dies erlebte ich dann auch, und wir durften insgesamt fast zwanzig Jahre mit dieser Gemeinde zusammenarbeiten. Trotz der üblichen Spannungen haben wir Gottes Segen überaus reich erlebt.

In Steffisburg wurde nach einer Übergangszeit ein sehr dynamischer begabter Mann als neuer Pastor berufen. Durch seine Tätigkeit und unter der Führung einer visionären Gemeindeleitung blühte die Gemeinde förmlich auf. Sie wuchs enorm und benötigte deshalb größere Räumlichkeiten. Viele Menschen wurden in ihren Begabungen gefördert und eingesetzt. Der Pastor sagte mir einmal: »Deine Vorarbeit hat mir den Weg geebnet. Ich danke dir dafür.« So hat Gott die Krise für mich und die Gemeinde in ein Wunder verwandelt!

## Kapitel 4

# Ein Wunder, an das ich kaum noch zu glauben wagte – das neue Gemeindezentrum

Nach einigen Jahren Dienst in Steffisburg im Kanton Bern freute ich mich also, in St. Gallen sesshaft zu werden. Leider gab es auch hier einige Anfangsschwierigkeiten. Der Präsident der Gemeindeleitung hatte ein sehr ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein. Über alles wollte er informiert werden. Das engte mich ein. Zudem gab es in der Leitung keine Ressorts mit klar zugeteilten Verantwortungsbereichen. Fast alle Kritik fiel darum auf den Pastor. Das musste sich ändern. Wir brauchten Leute mit speziellen Führungsbegabungen und mit einem Herz für ihre Aufgaben. Aber da musste Gott eingreifen. Ich wollte nicht mit den Ellbogen nachhelfen und dabei wieder an der Liebe schuldig werden.

Trotz dieser ungünstigen Situation nahm der Gottesdienstbesuch erfreulich zu. Und nach vier Jahren wählte die Gemeinde fähige Leute in die Leitung. Nun hatte jede Person ihren Bereich zu betreuen. Ich wurde dabei entlastet und konnte umso intensiver meine Begabungen entwickeln und einsetzen.

Bald erwies sich das bestehende Gemeindegebäude als zu klein. Obwohl es noch fast neu war, fehlten doch verschiedene Gruppenräume. Auch für den gemeinschaftlichen Teil mangelte es an einem weiträumigen Foyer. Und knapp vor der Eingangstür verlief eine sehr befahrene und gefährliche Straße. In einer Predigt erwähnte ich kurz, dass ein größeres Zentrum ideal wäre. Diese Bemerkung kam bei denen, die viel für das bestehende Gebäude geopfert hatten, schlecht an. Ich behielt den Wunsch von da an eher für mich. Mit den engsten Mitarbeitern sprach ich jedoch

hin und wieder darüber. Innerlich traf ich aber mit Gott eine Art Abkommen: »Herr, ich erwarte von dir in zehn Jahren eine veränderte Gemeindestruktur und ein neues Zentrum!« Es hört sich vermessen an, ich weiß. Doch innerhalb von zehn Jahren war mein Wunsch Wirklichkeit geworden. Aber nun der Reihe nach.

Als die Räumlichkeiten zu eng wurden, schauten wir uns immer wieder Immobilien-Inserate an, aber es fand sich nichts. Einmal hatten wir schon den Vertrag in den Händen. Doch kurz bevor wir unsere Unterschriften darunter setzen konnten, war das Gebäude schon anderweitig verkauft.

Dann sah ich es: In der Nähe von St. Gallen (Goldach) entdeckte ich ein fantastisches Fabrikgebäude, das mir wie für uns geschaffen schien. Es wäre eventuell zu verkaufen, kam mir zu Ohren. Ich stellte das Projekt unserer Gemeindeleitung vor. Begeistert malte ich ihnen die Vorteile vor Augen: »Wir könnten dann auch mit den Gemeinden Rorschach und Rheineck, die in der Nähe sind, zusammenarbeiten oder gar fusionieren!« Eine Art »Megachurch« (Großkirche) schwebte mir vor. »Schweben« ist das richtige Wort, denn ich hatte mich offensichtlich in ein Luftschloss verliebt.

Trotz aller Bedenken erklärte sich die Leitung einverstanden, eine Gemeindeversammlung einzuberufen. Dort sollte darüber abgestimmt werden, ob wir den Plan überhaupt weiterverfolgen wollten. Das Ergebnis war niederschmetternd für mich. Etwa fünfundsiebzig Prozent der Mitglieder stimmten dagegen. Nicht einmal prüfen wollten sie die Sache. Ich war am Boden zerstört.

Mit krampfhaftem Lächeln verabschiedete ich mich von den Leuten. Innerlich aber kochte ich. Nun musste ich allein sein. Bei einem Waldspaziergang ließ ich meiner Enttäuschung freien Lauf: »Herr«, maulte ich, »ich habe dir doch so vertraut, dass du mich hören würdest. Aber nun ist alles aus. Und überhaupt, wofür braucht es mich in St. Gallen denn noch? Nun bin ich schon seit mehr als acht Jahren hier. Wahrscheinlich ist meine Aufgabe in dieser Stadt beendet. Da lässt sich doch nichts mehr bewegen!«

Mitten in meinem Frust erinnerte ich mich plötzlich an eine

biblische Begebenheit, die ich vor einigen Tagen in einem Missionsblatt gelesen hatte. Es handelte sich um einen Bericht über die murrenden Israeliten in der Wüste: Das Volk befand sich auf der Wanderschaft in der ausgedörrten Wüste und fand kein Wasser. »Endlich, da ist eine Oase !«, schrien sie. Völlig ausgetrocknet stürzten sie sich auf das kostbare Nass. Aber Welch eine Enttäuschung: Das Wasser schmeckte bitter und war ungenießbar. Jetzt bekam ihr Anführer Mose etwas zu hören! Aber auch er war total verzweifelt und fühlte sich von Gott im Stich gelassen. *Mose schrie zum Herrn*, heißt es. Da passierte etwas Eigenartiges, ja fast Magisches: Mose bekam den Befehl, ein Stück Holz, das Gott ihm zeigte, ins Wasser zu werfen. Auf diese Weise sollte es genießbar werden. »Absurd«, würden wir vermutlich sagen. Aber Mose tat es. Und tatsächlich verwandelte sich das Wasser in Trinkwasser (2. Mose 15,22-25).

Ich konnte vorher mit dieser Geschichte vom Holz nicht viel anfangen. Aber im Missionsbrief folgte eine interessante Deutung: Wenn das Holz (der Tod Jesu am Holzkreuz) mit unserer Bitterkeit zusammenkommt, muss alles Ungenießbare verschwinden. Er, der auch während seiner furchtbaren Leiden rief: »Vater, vergib ihnen«, kann auch meinen Frust heilen.

Ich fing an zu beten: »Herr Jesus, ich bin froh, dass ich dir alles sagen durfte, auch meine Enttäuschung über dich und die Gemeinde. Aber ich will jetzt bewusst zu dir, zum ›Holz‹ des Kreuzes kommen. Heile mich von meiner Bitterkeit, damit ich wieder genießbar werde.« In einiger Entfernung sah ich eine sonnenbeschienene Waldlichtung. Erschöpft legte ich mich hin und ließ mich wärmen. Es wurde ruhiger in mir. Nach und nach erfüllte ein unerklärlich tiefer Friede mein Herz. Es war, als hätte der Geist Gottes mich liebevoll berührt. Mein Innerstes war wie verwandelt. Singend und dankend kehrte ich zurück.

Am nächsten Sonntag predigte ich über diese geheimnisvolle Geschichte. Der Gemeinde erzählte ich ehrlich von meinem Frust. Ich sagte ihr aber auch, dass ich trotz aller Enttäuschung ihre Entscheidung annehmen könne und keine Bitterkeit zurückbleiben würde. Ich war Gott sei Dank wieder »genießbar« geworden!

Die Angelegenheit mit dem Gebäude brauchte wirklich viel Geduld. Nichts zeigte sich an der Immobilienfront. Da bot uns die Stadt ein Grundstück an einem sehr verkehrsreichen Ort an. Wir prüften die Sache und ließen eine Bauskizze anfertigen. Sie kostete viel Geld und befriedigend war sie auch nicht. Schon nach der Geschichte mit Goldach jammerte ich meiner Frau vor: »Weißt du, in St. Gallen finden wir einfach nichts Ideales. Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, wo das noch sein sollte.« Sie aber konterte: »Wenn Gott es will, hat er noch etwas viel Besseres für uns bereit.« Da war ich mir nicht mehr so sicher.

Und dann erlebten wir genau in dieser Phase die große Überraschung. Wir trafen uns zur ordentlichen Leitungssitzung. Ohne große Begeisterung waren wir bereit, das oben beschriebene Projekt der Gemeinde zur Abstimmung vorzulegen. Irgendwann musste man ja handeln und eben Kompromisse eingehen, sagten wir uns in unserem Unglauben. Wohl war uns aber nicht dabei. Denn wir hatten uns damals darauf geeinigt und auch immer darum gebetet, dass ein neues Zentrum folgende Kriterien aufweisen müsse:

- Der finanzielle Rahmen durfte nicht überschritten werden.
- Es musste gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar sein.
- Der Gottesdienstraum sollte über dreihundert Leute fassen können.
- Das Foyer musste sehr geräumig sein (Cafeteria, Büchertisch, Platz für Ausstellungen usw.).
- Wir benötigten großzügige Nebenräume für die verschiedenen Gruppen und Veranstaltungen.
- Eine große Rasenfläche oder Wiese wäre sehr wünschenswert (für Spiel, Sport, Gemeinschaft).
- Genügend Parkplätze mussten vorhanden sein.

Viele Punkte fehlten beim erwähnten Projekt. Ich war unglücklich. Hatte ich mich getäuscht und von Gott zu viel erwartet?

All diese Gedanken bewegten uns vor unserer Leitungssitzung. Aber kaum war sie eröffnet, sagte einer der Anwesenden, der mit

Immobilien handelte: »Heute bekam ich den Auftrag, eine Fabrik im Osten der Stadt zu verkaufen. Ich habe den Eindruck, es könnte etwas für uns sein.« Er legte uns die Pläne vor. Mein Herz fing an, schneller zu schlagen. »Das müssen wir sehen!«, riefen wir alle durcheinander. Am nächsten Tag trafen wir uns zur Besichtigung der Fabrik. Von außen gesehen war ich nicht gerade begeistert: Ein alter Ziegelbau mit einem Kiesflachdach – für ein kirchliches Zentrum – ich wusste nicht so recht ...

Aber dann besahen wir uns den langen Produktionsaal, die Nebenräume (eine ehemalige Lagerhalle), die große Wiese, die zur Liegenschaft gehörte. Im Eckbereich stand ein großes Wohnhaus. Im hinteren Teil der Fabrik war auch noch ein Bürogebäude angebaut. Die eingenommene Miete würde uns rund eine Million Franken verzinsen. Auch die Bushaltestelle befand sich gleich unterhalb des Gebäudes. Das Zentrum war komplett rollstuhlgeeignet. Und erst der Preis! 1,75 Millionen Franken für diese große Anlage – und das in der Stadt! Natürlich kamen nochmal so viele Umbaukosten dazu. Außerdem würden eine Menge Stunden Eigenleistung nötig sein. Da wir weder Kirchensteuer über den Staat beziehen noch feste Mitgliedsbeiträge erheben, musste alles über freiwillige Gaben finanziert werden. Es war also ein großer Glaubensschritt! Doch wir waren uns ohne Diskussion einig: »Das ist es!« Alle wichtigen Kriterien waren erfüllt! Gott hatte uns vor einer schweren Fehlentscheidung bewahrt und zudem etwas viel Besseres geschenkt. Tja, meine Frau hatte doch recht behalten!

Die Gemeinde stimmte dem Kauf zu, die Kaufverträge wurden vorbereitet, unterschrieben und lagen bereit, um auf dem Grundbuchamt eingetragen zu werden. Für uns alles nur noch Formsache. Das dachten wir zumindest ...

Wir befanden uns als Gemeinde gerade auf einer Wochenendfreizeit, als der Immobilienhändler und verantwortliche Leiter für das Bauprojekt uns zu einer Krisensitzung zusammenrief. »Hört mal«, seufzte er, »es ist etwas Außergewöhnliches passiert: Mein Chef, der sonst absolut loyal ist, hat unser angepeiltes Projekt unter der Hand einem anderen zum Kauf angeboten. Und der bietet hunderttausend Franken mehr als wir. Ich kann es einfach nicht



verstehen. Wenn wir die Sache noch retten wollen, brauche ich morgen einen hohen Betrag als Anzahlung. Dann kann ich den Kauf tätigen und auf dem Grundbuchamt bestätigen lassen.«

Betretenes Schweigen in der Runde. Dann schlug jemand vor, Gott um Weisheit und sein Eingreifen zu bitten. Also nahmen wir uns Zeit zum Gebet und brachten unsere Not vor ihn. In die anschließende Stille hinein fragte der Projektleiter: »Wer bereit ist, morgen sofort einen Betrag von seinem Bankkonto abzuheben und vorübergehend zur Verfügung zu stellen, möchte sich bitte bei mir melden.« Am Ende der Freizeit war die benötigte Summe bereits versprochen.

Am Tag darauf konnten der Kauf und der Eintrag geregelt werden. Das Gebäude gehörte jetzt der Freien Evangelischen Gemeinde! Die Straße, an der das Gebäude stand, trug den Namen »Goldbrunnen«. Das freute uns noch zusätzlich. Noch heute, nach etwa fünfundzwanzig Jahren, staune ich über Gottes Führung und dass das Gebäude für unsere Gemeinde wie geschaffen war. Ein echtes Wunder!

## Kapitel 5

# Vom Gegeneinander zum Füreinander – das Wunder von St. Gallen

Es war in meinen ersten Jahren als Pastor in St. Gallen. Ich gestaltete eine Predigtreihe über das Johannesevangelium, Kapitel 17. Dort bittet Jesus seinen Vater: *Ich habe ihnen die gleiche Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, so wie du und ich. Ich lebe in ihnen und du lebst in mir; so sollen auch sie vollkommen eins sein, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast und dass du alle, die zu mir gehören, ebenso liebst wie mich.*

Wieder einmal sprach Gott zuerst zu mir, bevor ich predigte. Im Blick auf die Christen anderer Gemeinden und Kirchen wurde mir schlagartig klar: Ich habe mich bis jetzt viel zu distanziert verhalten. Für Jesus aber ist die Liebe unter denen, die an ihn glauben, absolut wichtig. Ja, gerade daran können die Menschen erkennen, dass Jesus der Retter ist, den Gott gesandt hat. Mir ging ein Licht auf: »Dir kann also nicht mehr egal sein, wie es andern Christen in unserer Stadt geht. Ich will mich für sie interessieren und sie lieben.« Das war wie eine Art Berufung für mein Leben. Sie hat mich bis heute nicht mehr losgelassen.

Es galt jetzt aber, die erkannte Wahrheit auch in die Praxis umzusetzen. Das war gar nicht so leicht. In der Stadt St. Gallen herrschte eine angespannte Situation unter den verschiedenen Kirchen und Freikirchen. Eine Allianzgruppe bestand zwar, aber die Vorurteile und Abneigungen waren alles andere als beseitigt. Einige Gemeinden verharren in der Meinung, den traditionellen Christen fehle der lebendige Glaube und die Kraft des Heiligen Geistes. Die anderen aber argwöhnten, dass die Pfingst-

gemeinden die Erfahrungen mit dem Heiligen Geist übertreiben und verallgemeinern würden. Die Angst vor Schwärmerei saß vielen im Nacken. Einige negative Beispiele wurden hartnäckig gepflegt und weitererzählt. In der Freien Evangelischen Gemeinde, in der ich tätig war, gab es zum Teil rote Köpfe, wenn das Thema auch nur erwähnt wurde. Ich fing an, intensiv zu beten, dass Gott die Situation doch verändern möge. Ich wollte aber auch bereit sein, meinen Beitrag dazu zu leisten. Dass Gott meine Gebete aber auf so spezielle Art erhören würde, hätte ich mir nicht träumen lassen.

Der amtierende Präsident der Evangelischen Allianz hatte das Handtuch geworfen. Er fühlte sich von den Kollegen abgelehnt und im Stich gelassen, da immer weniger Leute zu den Treffen erschienen. Nun wurde eine Krisensitzung einberufen. Man musste einen neuen Präsidenten haben.

Am Tag der Sitzung war ich überaus erstaunt, wie viele Leute plötzlich auftauchten. Einige hatte ich noch nie gesehen. Offenbar war ihnen die Allianz doch wichtig. Und dann kam die entscheidende Frage: »Wer ist bereit, die Aufgabe als Präsident zu übernehmen?« Stille in der Runde. Da nannte jemand meinen Namen. Ich war völlig überrascht. Damit hatte ich nicht gerechnet. »Nein, Präsident eines Vereins zu sein, das liegt mir nun wirklich nicht!«, sagte ich entschieden. Ich hatte außerdem ein grundsätzliches Problem: Die Leitung meiner Gemeinde war gar nicht einverstanden gewesen, dass man die pfingstlich orientierten Gemeinden in die Allianz aufgenommen hatte. Durfte ich also ohne ihre Zustimmung dieses Amt übernehmen? Eigentlich musste ich zuerst mit ihnen reden.

Trotzdem wusste ich, dass die Entscheidung hier und jetzt fallen musste, weil so viele Verantwortungsträger da waren. Sie konnte nicht beliebig vertagt werden, ohne die Allianzarbeit zu gefährden. Außerdem hatte ich Gott versprochen, seinen Willen zu tun, auch wenn es etwas kostete. Aber ich brauchte seine deutliche Bestätigung, um eine innere Sicherheit zu gewinnen. Als ich von den Anwesenden immer mehr zu einer Antwort gedrängt wur-

de, sagte ich: »Also gut, ihr kennt mich und wisst, wie meine Gemeindeleitung denkt. Ich verlasse gleich den Raum. Diskutiert offen und ehrlich über mich. Solltet ihr mich einstimmig wählen (was ich mir nicht vorstellen konnte), sehe ich es als Zeichen an, dass ich die Aufgabe übernehmen muss.«

Sie waren einverstanden. Bald wurde ich zurückgerufen. Mir wurde gratuliert, ich sei einstimmig gewählt worden! Die Sache war also klar. Doch mich beschlich natürlich trotz allem ein ungu-tes Gefühl: »Wie sage ich es meiner Gemeindeleitung? Und wie werden die Gemeindemitglieder reagieren?« Doch die sichere Gewissheit, nach dem Willen Gottes gehandelt zu haben, gab mir die innere Ruhe.

Kritische Reaktionen blieben dann auch nicht aus: Ein mir sehr nahestehender Freund, mit dem ich mich wöchentlich in kleinem Kreis zum Gebet für kranke und depressive Menschen traf, sagte: »Du bist ein Gemeindeverräter. Ich kann in Zukunft nicht mehr mit dir beten.« Er drückte damit vermutlich die Gefühle einiger Gemeindeglieder aus. Seltsam, ich blieb ganz ruhig. Es war wie eine Eingebung, als ich sagte: »Ich verstehe dich. Wir halten es nun so: Wenn sich meine Entscheidung innerhalb von zwei Jahren als falsch erweist, dann werde ich alle um Vergebung bitten und die Konsequenzen ziehen. Wenn Gott aber meinen Weg bestätigt, dann beten wir wieder zusammen, nicht wahr?« Ich weiß nicht mehr, was er dazu sagte, aber ich glaube, es hat ihn und andere beruhigt.

Jedenfalls gab es keine weitere Krise in der Gemeinde. Ich konnte also meine Aufgabe in der Allianz anpacken. Aber wie? Mir war klar: Ich schaffe es nur, wenn Gott mir die Gabe und Ausdauer dazu schenkt und er die richtigen Türen öffnet. Das Anliegen dafür trug ich ja schon seit meiner Predigtreihe auf dem Herzen.

In der Sitzung, bei der ich zum Präsidenten gewählt wurde, hatte ich sozusagen als erste Amtshandlung beschlossen: »Wir unternehmen in der nächsten Zeit keine Aktionen. Ich schlage vor, dass wir regelmäßig mit Fasten und Beten vor Gott kommen. Wenn die Zeit reif ist, wird er uns auch die richtigen gemeinsamen

Aktivitäten zeigen, die wir glaubwürdig zusammen angehen können.« Auch das war ein Impuls von Gott. Wir beschlossen, uns in regelmäßigen Abständen über Mittag zu treffen und miteinander für die verschiedenen Menschen, Kirchen und Gemeinden der Stadt zu fasten und zu beten. Mit einem heißen Getränk schlossen wir die Treffen jeweils ab.

Einen entscheidenden Punkt klärten wir gleich am Anfang: Niemals würden wir negativ über andere Menschen oder Gemeinden reden, die nicht zum Gebet kamen. Vielmehr wollten wir segnend über sie reden und über ihnen beten. Nur so konnte Gott unsere Gebete erhören! Wir haben das tapfer durchgehalten. Wenn jemand trotzdem mal zu einem Seufzer über die schlechte Beteiligung ansetzte, wurde er gleich an unseren Grundsatz erinnert.

Einige Jahre dauerten unsere Gebetstreffen schon an. Doch das beunruhigte mich nicht. Ich wusste zutiefst, dass Gott uns genau zur rechten Zeit zeigen würde, wann ein praktischer Schritt reif war. Mein Freund und ich beteten übrigens schon lange wieder miteinander! Er hatte erkannt, dass mir Gott diese Aufgabe anvertraut hatte. Er unterstützte mich sogar aktiv.

Einige Zeit später, im Jahr 1982, überraschte mich Gott einmal mehr während einer Allianz-Sitzung. In den vergangenen Jahren hatten wieder mehr und mehr leitende Christen aus verschiedenen christlichen Institutionen daran teilgenommen. Plötzlich sagte jemand: »Es wäre doch an der Zeit, nächstes Jahr gemeinsam eine groß aufgezogene öffentliche Veranstaltung in der Stadt anzubieten.« Es kam zu einer lebhaften Diskussion. Am Ende war uns allen klar, dass wir den Schritt wagen wollten. Aber wen sollten wir als Referenten anfragen? Ein bekannter Name wurde genannt. Er fand bei allen Anklang. Ob er den Termin, den wir festlegten, noch frei haben würde? »Rufen wir ihn doch schnell an!«, schlug jemand vor. Er war tatsächlich erreichbar. Ja, genau diesen Termin hätte er noch frei. Eine deutliche Bestätigung! Die Sache war klar.

Aber ich stand trotzdem noch vor einem massiven Problem: Wir als Freie Evangelische Gemeinde hatten ja gerade die Fabrik

gekauft und waren daran, sie als Gemeindezentrum umzubauen. Und genau für die Woche der Vortragsabende war schon lange die mehrtägige Einweihung geplant. Beides zusammen ging natürlich nicht. »Wie bringe ich das wieder meinen Leuten bei?«, war meine Sorge. Doch innerlich war ich absolut überzeugt, dass die Entscheidung der Allianz richtig war. Also musste Gott unsere Gemeinde vorbereiten und sie willig machen, die Einweihung zu verlegen oder nur in bescheidenem Rahmen durchzuführen.

Gleich nach der Sitzung der Allianz wollte ich die Verantwortlichen der Gemeinde informieren und ihnen erzählen, wie es zu diesem Entschluss gekommen war. Da es Samstag war, traf ich sie alle bei der Arbeit am Fabrikumbau. Ich rief sie zusammen und etwas bange erzählte ich ihnen von der geplanten Veranstaltung. Einen Moment blieb es ruhig. Dann äußerten sie einmütig: »Wenn das so ist, dann lassen wir doch unsere Einweihung fallen. Offensichtlich ist Gott die Veranstaltung der Allianz wichtiger.« Diese Haltung freute mich von ganzem Herzen. Meine Achtung und Dankbarkeit gegenüber unserer Gemeindeleitung stieg sprunghaft an.

Nun sollte der Planung der Großveranstaltung also nichts mehr im Wege stehen. Etwa fünfzehn Leute saßen im Vorbereitungsteam. Wir spürten, dass wir uns wohlgesonnen waren. Jede Person hatte einen Arbeitsbereich zu leiten.

Doch eines Tages wurde mein Vertrauen zu den anderen nochmals auf die Probe gestellt: Ein auswärtiger mit mir befreundeter Pastor mahnte mich: »Gib ja nicht einem Pfingstpastor das Ressort Seelsorge und Nachbetreuung.« Dabei ging es um seelsorgerliche Gespräche nach den Veranstaltungen und um die Frage, welche Kirche oder Gemeinde wir gläubig gewordenen Menschen empfehlen wollten, sofern sie nicht schon einen Kirchenkontakt hatten und dabei bleiben wollten. Der Kollege fuhr fort: »Der nimmt dir am Schluss alle Leute weg und schleust sie in seine eigene Gemeinde!« Ich war geschockt. Offensichtlich hatte er schlechte Erfahrungen gemacht oder war einem massiven Vorurteil aufgesessen.

»Nein«, trotzte ich innerlich, »entweder vertrauen wir uns gegenseitig vollkommen oder wir verlieren den Segen Gottes.« Merkwürdigerweise bat ausgerechnet der Pastor der Pfingstgemeinde, den erwähnten Bereich übernehmen zu dürfen! Ohne zu zögern stimmten wir alle zu. Es erwies sich als eine ideale Entscheidung: Er war genau der richtige Mann für diesen verantwortungsvollen Dienst! Umsichtig, liebevoll und absolut korrekt erfüllte er seine Aufgabe. Nicht die geringste Unstimmigkeit konnte festgestellt werden!

Auch die gemeinsame Vorbereitung auf die Veranstaltung war bereits ein Erlebnis. Ein großer gemischter Chor wurde zusammengestellt. Aus allen Kirchen und Gemeinden sangen Menschen mit. Dadurch entstanden bereichernde Begegnungen und Freundschaften. Bei den Arbeiten in den verschiedenen Ressorts lernten wir uns näher kennen. Gemeinsam stellten wir das Zweitausend-Personen-Zelt auf. Alle waren auf den Verlauf der Aktion gespannt. Würden die Menschen kommen? Sie kamen!

Herrlich, wie sich das Zelt mehr und mehr füllte. Viele Leute ließen sich von den lebensnahen Predigten berühren und fingen an, über ihr Leben und ihre Beziehung zu Gott nachzudenken. Auch vertrauten viele ihr Leben Gott an. Sie wollten bewusst ihre Vergangenheit ordnen und sich Gott zur Verfügung stellen. Durch diese Erfahrungen schöpften die teilnehmenden Gemeinden neue Freude und Kraft. Vorurteile, Ablehnung, negatives Reden verschwanden! Ein liebevoller Umgang miteinander war die Folge. Er hielt auch lange nach der Veranstaltung an. Gott hat die Gebete erhört, unsere Beziehungen geheilt und auf eine neue Basis gestellt.

Etwa acht Jahre lang leitete ich danach die Allianz in St. Gallen. Es war eine beglückende und sehr bereichernde Zeit. Aber da ich an die Gemeinde in Winterthur berufen wurde, musste das Präsidium neu bestellt werden. Mit etwas Wehmut eröffnete ich unsere letzte Sitzung. Trotzdem freute ich mich, mit meinen Freunden einen angemessenen Abschluss meiner Amtszeit zu feiern. Eigenartig – wieder erschienen zu diesem Treffen Leute, die sonst nie an unseren Sitzungen oder Veranstaltungen teilgenommen hatten. Es herrschte eine sonderbar angespannte Atmosphäre.

Der Abend verlief katastrophal: Die oben genannten Leute brachten harsche Kritik vor: »Ihr von der Freien Evangelischen Gemeinde und der Stadtmission habt euch die Sache unter den Nagel gerissen und doch nur euren eigenen Vorteil gesucht!« Das ärgerte mich. Leider fielen darauf auch von unserer Seite harte Worte. Doch die meisten Anwesenden saßen geschockt da. Das hatten sie nicht erwartet. Und mir war, als rollte ein Panzerfahrzeug über unseren blühenden Frühlingsgarten. Mühsam presste ich hervor: »Ich habe mir meinen Abschied etwas anders vorgestellt.« Die Tränen ließen sich nicht mehr zurückhalten, obwohl ich sonst praktisch nie weine. Es schüttelte mich durch und durch. Eine bedrückende, peinliche Stille entstand.

Plötzlich wusste ich, dass Gott mich durch diese traurige Situation nochmals testen wollte: »Hast du deine Aufgabe all die Jahre wirklich aus der richtigen Haltung heraus getan? Kannst du diese Demütigung jetzt auch aus meiner Hand annehmen?« Langsam beruhigte ich mich. Durch die Tränen hindurch fing ich einfach an, Gott spontan und laut für diese Situation zu danken. Ich erklärte mich bereit, sie aus seiner Hand anzunehmen. Auch andere schlossen sich meinem Gebet an. Dies bewirkte eine tiefe Befreiung bei mir und den Anwesenden. Nicht die geringste Verbitterung blieb zurück. Der Abend war gerettet und ich erlebte dann doch noch eine erfreuliche Abschlussitzung. Mit dem härtesten Kritiker führten wir nachher noch ein klärendes und hilfreiches Gespräch. All die beschriebenen Erfahrungen prägten meinen weiteren Weg und bereiteten mich für die nächsten Aufgaben vor.

Interview mit Pastor Peter Falk,  
Präsident der Evangelischen Allianz St. Gallen

*Kurt Spiess:* Spürst du heute in der Allianz etwas vom damaligen Prozess?

*Peter Falk:* Die Evangelische Allianz St. Gallen ist heute ein stabiler Zusammenschluss der meisten Freikirchen unserer Stadt. Mit einigen halten wir lose Kontakte, die sehr freundschaftlich sind.



Durch diese langjährige Entwicklung wurden wir auch zu wirklichen Partnern von Landeskirchen und Behörden. Langsam werden wir gesellschaftlich relevant und die Freikirchen bekommen ihre Sprache zurück. Sie melden sich zu aktuellen Themen und »schämen« sich nicht mehr, zu keiner der »offiziellen« Kirchen zu gehören.

*Spiess:* Hat sich die Zusammenarbeit untereinander und mit anderen Gemeinden vertieft?

*Falk:* Die Zusammenarbeit ist heute sehr herzlich geworden. Als Pastoren treffen wir uns seit Jahren monatlich zu einem Frühgebet mit anschließendem Frühstück und Austausch. Wir freuen uns gegenseitig am Erfolg des anderen und unterstützen einander sehr aktiv. Wir tragen in gewisser Weise Freud und Leid miteinander. Als jüngeres Beispiel kann der Einsatz eines Pastors aus der Pfingstgemeinde in der FEG Goldbrunnensstraße gelten. Als diese Gemeinde in einer scheinbar unüberbrückbaren Krise steckte und die Berater nicht mehr weiterwussten, kam die Anfrage, ob die Pfingstgemeinde ihren Hauptpastor für ein Jahr teilzeitlich für einen Dienst freistellen könnte. Das taten sie auch und so veränderte sich die Situation nachhaltig. Ohne die jahrelange kompetente Führungs- und Versöhnungsarbeit von dir und das Wirken Gottes wäre dies nicht möglich gewesen. Vermutlich haben wir in St. Gallen wirklich ein einmaliges Miteinander der Gemeinden, wie das geistliche Leiter von außen immer wieder staunend betonen. Die Pastoren und damit auch die Gemeinden haben zusammengefunden und dienen in gegenseitiger Ergänzung. Sicher, St. Gallen bietet dazu einen überschaubaren Rahmen. Das könnte aber auch ganz gegenteilig zu starken Abgrenzungen und Konkurrenzdenken führen.

*Spiess:* Wo muss heute der Prozess bei euch weiter gehen?

*Falk:* Als Evangelische Allianz sind wir heute sehr stark gefordert, in einer nachchristlichen Zeit das Evangelium authentisch und kompetent zu leben und zu verkündigen. Wir sind gefordert, mit guten Argumenten und einem starken Engagement praktisch in der Stadt präsent zu sein. Ein wichtiges Ziel ist es für

uns, dass wir als Partner in unserer Stadt von Verwaltung, Behörden, Politikern, Parteien, Kirchen und Bürgern ernst genommen werden. Dass wir auf einem gutem Weg sind, zeigen u. a. positive und gut recherchierte Zeitungsartikel, in denen unser Beitrag am Leben der Stadt gewürdigt wird. Eine weitere Herausforderung sind auch neu entstehende Gemeinden und Gruppierungen. Es scheint uns wichtig, die Hand zur Zusammenarbeit auszustrecken und in einen offenen und konstruktiven Dialog zu kommen. Unser Zusammenschluss, der heute auch als »Gütesiegel« für ehrliche und verlässliche Arbeit gilt, darf nicht zur Exklusivität verkommen.

## Kapitel 6

# Das Ritterfest – eine wunderbare Kinderwoche

In Rätersch, nahe Winterthur, entstand aus einer kleinen Gruppe eine neue Freie Evangelische Gemeinde. Zusammen mit einem Team bekam ich den Auftrag, sie geistlich zu leiten und aufzubauen. Da wir in Winterthur mit einem Pastorenteam arbeiteten, konnte ich teilzeitlich für die neue Gemeinde freigestellt werden. Doch unter der ländlichen Bevölkerung war es nicht einfach, Vertrauen zu finden. Also fragten wir uns, wie wir die Leute in angemessener Weise auf unser Anliegen aufmerksam machen konnten.

Eines Tages fragte mich ein Kollege aus der Mitarbeitergruppe, ob ich Lust auf eine Winterferienwoche in den Bergen hätte. Ich würde doch auch gerne Skilanglaufen. Seine Frau könne nicht mitkommen und alleine mache es ihm auch keinen Spaß. Da ich meine Winterferien immer mit meiner Frau und den Kindern verbracht hatte, musste ich mich mit dem Gedanken erst anfreunden. Aber meine Familie war einverstanden, und so willigte ich doch gerne ein.

In den Bergen angekommen, schneite es ununterbrochen. Es herrschte Lawinengefahr. Wir saßen fest! Anstatt zu klagen, nutzten wir die Gelegenheit, um zu beten und über den Weg der Gemeinde Rätersch nachzudenken. Völlig unerwartet durchfuhr mich ein Geistesblitz: Ein Ritterfest, das wäre es! Gemeint war eine Kinderwoche, die in der mittelalterlichen Zeit der edlen Ritter spielte. Schon als Pastor in St. Gallen hatte ich eine solche Woche erlebt, und zwar in der Hauptrolle als »Herzog von Goldbrunnen«. Initiatorin war damals unsere Gemeindehelferin gewe-

sen. Sie hatte sich in einem Leiterkurs des Bundes Evangelischer Schweizer Jungscharen (BESJ) mit dieser fantasievollen Idee »infiiziert«.

So hatten etwa zweihundertfünfzig Kinder begeistert ein Stück Ritterzeit mit den entsprechenden Kostümen, Wappen, Fahnen, Schildern und Ritterspielen erlebt. Die Kinder waren in Grafchaften (Kleingruppen) mit Grafen und Gräfinnen eingeteilt gewesen und an jedem Tag war ein neuer Ausrüstungsgegenstand gebastelt worden. Die Rittertradition hatte ja in manchen Bereichen erstaunlich viel mit Gott und natürlich ritterlichem Verhalten zu tun. Daran hatten wir angeknüpft und z. B. biblische Theaterstücke, die wir ins Ritterleben einflochten, aufgeführt. In den Grafchaften war es möglich gewesen, vertiefend und persönlich auf die Kinder einzugehen.

Voller Eifer versuchte ich nun, meinem Kollegen die fantastische Idee schmackhaft zu machen. Aber erschrocken lehnte er kategorisch ab. Er fühle sich zu solchen Spielereien total unfähig und überfordert. Als Einzelkind aufgewachsen und nie in einer Jungchar mit dabei gewesen – nein, so was Verrücktes sei für ihn unvorstellbar. Ich musste ihm Zeit lassen, denn auch ich war damals sehr skeptisch gewesen, als ich das erste Mal davon gehört hatte.

»Weißt du was«, versuchte ich ihm auf die Sprünge zu helfen, »wir fangen einfach mal an zu planen. Schritt für Schritt erkläre ich dir, wie ich mir den Ablauf vorstellen könnte. Dann siehst du, ob es dich anspricht oder nicht.« Zögernd war er damit einverstanden. Mit einem Protokoll hielten wir die einzelnen Punkte fest. Nach und nach wurde nun doch auch seine Fantasie lebendig. Er begann nicht nur mitzudenken, sondern mitzufiebern. Am Ende der Woche hatte es ihn voll gepackt. Er war Feuer und Flamme!

Nicht braun gebrannt, aber mit einem umfassenden Konzeptentwurf und riesiger Begeisterung fuhren wir nach Hause. Der Gemeindeleitung Winterthur erklärten wir unseren Plan. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung musste einberufen werden, da der finanzielle und personelle Aufwand der Kinderwoche die Kompetenz der Leitung überstieg. Wir erklärten anhand von

Lichtbildern aus St. Gallen unser großes Projekt. Nicht allen gefiel es. »Was soll das ganze Theater, es gleicht eher dem Karneval als einer christlichen Kinderwoche.« Oder: »Es kostet zu viel, und das bloß für eine Kinderwoche.« Viele fanden es aber eine originelle Idee. Schließlich entschied die Versammlung zugunsten des Projekts.

Nun mussten die Mitarbeiter gefunden werden: Grafen und Gräfinnen für die Grafschaften sowie ein stattlicher und begabter Herzog als Hauptdarsteller. Den fanden wir in unserem Jugendpastor. Ein Burgvogt, der von meinem anfangs widerstrebenden Kollegen übernommen wurde, war für den reibungslosen Ablauf des Festes zuständig. Ein Herold, ein Hofprediger, Theaterleute, Handwerker und viele mehr wurden auch gesucht.

Wir planten langfristig. Fast zwei Jahre berechneten wir für die aufwändigen Vorbereitungen, denn unnötiger Stress schafft nur Verdruss. Da ich für den Dienst in der jungen Gemeinde teilweise freigestellt wurde, konnte ich mich intensiv mit der ganzen Planung beschäftigen. Dies war unbedingt nötig, denn ich allein wusste ja, was wie, wann und wo getan werden musste. Zuerst brauchten wir einen detaillierten Wochenplan. Auch der Bedarf an Kostümen, Theaterutensilien, Schildern, Kulissen, Fahnen musste berechnet werden. Wir schrieben die Texte für Ansagen, Theaterrollen usw. Auch wollten wir eine »Burg«, also ein Zelt mit einer »Vormauer« bauen.

Fünfzehn Grafen und Gräfinnen würden nötig sein, denn wir rechneten mit gut zweihundert Kindern. Diese Personen mussten sich verpflichten, eine Ferienwoche einzusetzen und regelmäßig die Vorbereitungstreffen zu besuchen. Ohne intensive Schulung und sorgfältige Erfüllung der Hausaufgaben waren sie unfähig für eine so wichtige Aufgabe. Halbherziger Einsatz kam also nicht in Frage. Darum bat ich Gott um fünfzehn fähige und willige Leute. Genau so viele jüngere und ältere Personen sagten dann auch zu! Die Arbeit mit ihnen gestaltete sich sehr erfreulich. Sie waren während der ganzen Zeit zuverlässig und hochmotiviert.

Für die vielen handwerklichen Vorbereitungsarbeiten fand ich es vorteilhaft, wenn wir alle an einem Platz und zur gleichen Zeit

arbeiten konnten. Es würde mehr Spaß machen und es wäre für mich leichter, die nötigen Anweisungen und Vorstellungen weiterzugeben. Ich träumte von einer zusätzlichen Vorbereitungswoche. Aber würden wir die Leute finden? Wieder bat ich Gott um begabte und willige Leute. Und sie kamen! Im Gemeindezentrum der Hauptgemeinde bauten wir unsere »Werkstätten« auf. Schilde vorbereiten, Kulissen malen, Ritterspielgeräte bauen, für jedes Kind ein Knappenhemd nähen – es war eine Freude, die Leute so begeistert bei der Arbeit zu sehen! Wieder einmal mehr zeigte es sich, dass es meist nicht an der Gemeinde liegt, wenn nur wenige mitarbeiten wollen. Oft fehlt eine klare Vision mit einem lohnenden Ziel und eine kompetente begeisterungsfähige Führung.

Wir waren uns zwar sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Aber ob die Kinder dann auch kämen und das ganze Unternehmen tatsächlich funktionieren würde, konnten wir nicht garantieren. Und es gab immer noch kritische Stimmen. Der evangelische Pfarrer am Ort der neuen Gemeinde reagierte aufgebracht, als ich ihm persönlich unsere Idee vorlegte. »Unfair, Sie wollen uns wohl Konkurrenz machen!«, fuhr er mich an. Ein Stück weit verstand ich ihn und brachte dies auch zum Ausdruck. Das beruhigte ihn ein wenig. Andere aus den eigenen Reihen argwöhnten, die Bevölkerung könnte es als »Bauernfängerei« empfinden. Das waren nicht gerade ermutigende Erfahrungen.

Da schenkte mir Gott eine besondere Bestätigung. Eine Frau aus der Gemeinde erzählte mir fast nebenbei folgende Geschichte: Vor einigen Jahren habe sie in einem Traum seltsame Dinge gesehen. Eine große Schar originell gekleideter Kinder sei an ihr vorbeigezogen, aber es sei kein Fastnachtsumzug gewesen. Auch kein »Grümpelturnier« (ein Fußballturnier für alle, oft mit originellen Kostümen), das jährlich auf dem Sportplatz stattfand. Sie habe außerdem ein großes Zelt gesehen, in das die verkleideten Kinder strömten. Oft habe sie darüber nachgedacht und gebetet, ob der Traum etwas bedeuten könnte. Nachdem sie nun aber vom Ablauf und der Gestaltung der Kinderwoche gehört hatte, habe sie die Antwort gefunden. »Ich habe alles genau so vorausgesehen, wie

es nun geplant ist«, berichtete sie mir mit glänzenden Augen. Auch wenn mancher nicht viel von Traumdeutungen hält, dies war nicht aus der Luft gegriffen! Mich freuten und ermutigten ihre Schilderungen zutiefst. Es war, wie wenn Gott mir sagte: »Ich habe alles schon lange vorher geplant, du bist auf dem rechten Weg und es wird euch allen gelingen!«

Auf welchem Stück Land sollte nun aber das groß angelegte Ritterfest stattfinden? Schon länger spekulierte ich auf ein Grundstück, das mir sehr geeignet schien. Ich erkundigte mich über den Besitzer. »Den musst du nicht fragen. Er ist ein griesgrämiger Kauz. Für einen solchen Zweck wird er es sicher nicht zur Verfügung stellen.« Warum sollten wir aber den Versuch nicht trotzdem wagen? Wir hatten nichts zu verlieren. Und manchmal reizt es mich, solche Menschen erst recht kennenzulernen.

Zusammen mit einem Dorfbewohner besuchte ich also den Bauern auf seinem Hof. Er führte uns immerhin in seine gute Stube. Nachdem wir ihm unser Anliegen vorgetragen hatten, dachte er nach, räusperte sich und erklärte: »Ihr könnt das Land haben, nur müsst ihr es sauber wieder verlassen.«

»Klar, garantiert«, beteuerten wir hochofrennt, »das ist kein Problem!«

Er hat uns nachher beim Aufbau und während der Woche aktiv unterstützt. Ja, er stellte uns sogar ein schönes Pferd zur Verfügung, damit der Herzog und seine Frau am ersten Tag in ihre Burg einreiten konnten. Obwohl er im Dorf spöttisch belächelt wurde – »ob er denn auch fromm geworden sei?« –, hielt er tapfer zu uns.

Wo lag wohl das Geheimnis für sein Entgegenkommen? Vielleicht darin: Wir begegneten ihm ohne Vorurteile, trotz der warnenden Stimmen. Er spürte bestimmt, dass wir ihn sogar mochten. Und es machte ihm offensichtlich Freude, von jemandem geschätzt und gebraucht zu werden. Später überbrachten wir ihm ein schönes Geschenk, an dem er sich herzlich freute.

Schon eine Woche vor dem Beginn der Freizeit wurde es auf der Festwiese lebendig. Ein großes Rundzelt wuchs langsam in die Höhe. Die Bühne verwandelte sich in einen mittelalterlichen Rittersaal. Eine wuchtige »Mauer« umgab die vordere Partie der »Burg«. Erstellt wurde sie mit Baugerüstteilen, die außen und innen mit Armeezeltplanen bespannt wurden. Optisch wirkte dies tatsächlich wie eine Mauer. Man konnte sie sogar besteigen und so den Wächtern eine weite Rundschau ermöglichen. Da sich das Wetter ziemlich launisch zeigte, bestreuten wir im und um das Zelt den Boden dicht mit Sägespänen. So würde alles recht trocken bleiben und die Kinder einigermaßen sauber. Fantastisch!

Pünktlich standen die Fanfarenbläser auf der Mauerzinne und schmetterten ihre Trompeten. Nun strömten die angehenden Knappen und Burgfräuleins aus allen Richtungen heran, über 200 quirlige und gespannte Kinder. Schleunigst mussten zusätzliche Kleider genäht werden. Ein erfreuliches Problem!

Liebend gern würde ich jetzt das ganze Fest im Detail schildern. Aber das würde zu weit führen. Zusammengefasst aber steht fest: Das großartige Ritterfestprojekt durfte rundum gelingen. Gott sei Dank! Alle Beteiligten empfanden es als wunderschönes Erlebnis und große Bereicherung. In der jungen Gemeinde entstand darauf aus Vorschulkindern eine Jungschar, genannt »Ameisli-Gruppe«. Allgemein wurden wir von der Bevölkerung positiv wahrgenommen. Und bestimmt spürten sie etwas von unserem christlichen Anliegen. Noch lange schwärmten wir alle immer wieder von dieser wunderbaren Ritterfestwoche.



## Kapitel 7

# Die »Charisma-Spurgruppe« – anfangs flogen die Fetzen

»Ihr seid wieder einmal laut gewesen«, kommentierte meine Frau unsere Sitzung. Es stimmte. Heftig hatten wir debattiert, wie wichtig oder eben unwichtig die Charismen heute für die Gemeinde seien.

Bevor ich die ganze Geschichte von Anfang an erzähle, möchte ich zunächst eine kurze Erklärung geben, was man unter den sogenannten »Charismen« versteht: Charisma stammt aus der griechischen Sprache und weist auf eine spezielle Begabung hin. Darum spricht man z. B. von einer charismatischen Persönlichkeit, die etwas bewirken und andere in Bann ziehen kann. Bei den biblischen Charismen geht es um unterschiedliche Gnadengaben, die Gott denen schenkt, die an ihn glauben. Z. B. Krankenheilung, Prophetie, Reden und Beten in einer speziellen Sprache (»Zungenreden«). Diese sind am meisten umstritten. Aber es gibt auch Gaben wie Seelsorge, Verkündigung (Evangelist), Pionierarbeit (Apostel), liebevolle Dienste (Diakonie), Weisheit, Leitungsgaben, Freigebigkeit, Ehefähigkeit usw. Diese Gaben sind vor allem zum Dienst an Gott und den Menschen gegeben. Nicht jeder Mensch hat dasselbe Charisma, sondern jeweils das, was Gott ihm zuteilt. *Und dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushalter*, sagt der Apostel Petrus (1. Petrus 4,10).

In der Freien Evangelischen Gemeinde in Winterthur galt vor allem eine gut fundierte Predigt sehr viel, und das war auch ihre Stärke. Nüchternheit war wichtig, und darum hatten die meisten Mitglieder ein distanzierendes Verhältnis zu den übernatürlichen Gaben des Heiligen Geistes, wie sie in der Bibel beschrieben werden.

Die Schwierigkeit war nur, dass die Bibel von den Auswirkungen dieser Gaben berichtet. Und die Gemeinde verstand sich ja eigentlich als sehr bibeltreu!

Es gab dann auch Leute aus der Gemeinde, die auf dieses Problem hinwiesen und fragten, warum diese wichtigen Gaben bei uns fehlten. Genau das beschäftigte mich als Pastor auch. Ich wollte Klarheit bekommen. Entweder sind die Geistesgaben heute nicht mehr aktuell oder wir verpassen wesentliche Elemente unseres Glaubens.

Also berief ich eine sogenannte »Charisma-Spurgruppe«, die sich mit dem Thema möglichst objektiv beschäftigen sollte. Fünf ganz unterschiedlich geprägte Leute wollte ich zusammen an einen Tisch bringen. Es gelang mir auch. Einer war ein Geschäftsmann, der von überschwänglichen Gefühlen gar nichts hielt. Der andere männliche Teilnehmer war unser Jugendpastor, der, wie er sagte, mit »Pfingstlern« nicht besonders gute Erfahrungen gemacht hatte. Dann kamen zwei Frauen dazu. Die erste war früher Mitglied einer Pfingstgemeinde gewesen und stimmte innerlich dieser Art Spiritualität weitgehend zu. Die zweite war nahe mit einer Familie verwandt, die zu charismatischen Kreisen gehörte. Ich selber hatte in St. Gallen viele aufrichtige und glaubwürdige Christen aus verschiedenen Kirchen erlebt und war daher offen im Blick auf den Ausgang unserer Gespräche.

Wir trafen uns jeden Monat für einen halben Tag. Wie erwähnt, flogen anfangs die Fetzen. Es bildeten sich klare Fronten und ein halbes Jahr kamen wir keinen Schritt weiter. Wir hatten uns müde geredet. Aufgeben aber war kein Thema. Da merkten wir plötzlich, dass wir anders an die Sache herangehen mussten. Wir wurden uns einig, dass nicht zuerst unsere Meinungen entscheidend waren, sondern dass Gott uns und unserer Gemeinde klar zeigen sollte, was er von uns hielt.

Das war ein hoffnungsvoller Ansatz. Zugleich lasen wir alle das Buch von Pfarrer Johannes Seitz mit dem Titel *Erinnerungen aus meinem Leben*. Ich kannte es bereits und war tief beeindruckt, wie der Mann Gottes Führungen und Wunder sehr konkret erlebt hatte. Er lebte noch vor der Entstehung der Pfingstgemeinden und

der Charismatischen Bewegung, war also quasi neutral und unverdächtig. Jetzt bekamen unsere Gespräche eine ganz neue Tiefe. Wir beteten ernsthaft, dass Gott uns zeigen möge, wo er bei uns persönlich und bei unserer Gemeinde ansetzen wollte. Wir fingen an, uns auf unsere Treffen zu freuen und waren gespannt, was geschehen würde.

Ich kann es nicht mehr genau sagen, wie es kam. Aber es wurde uns allen sehr deutlich, wo der Heilige Geist bei uns ansetzen wollte. Vom »hohen Ross« herunter sollten wir kommen. Hatte nicht unsere Gemeinde geglaubt, sie wäre die »biblischste« in der Stadt? Hatten wir nicht oft die anderen verachtet und als Schwärmer abgetan und waren damit schuldig geworden? Wir hatten uns ähnlich verhalten wie Michal, die Frau des Königs David, von der berichtet wird:

*Als die Bundeslade (altarähnlicher Kasten) in die Davidsstadt (Jerusalem) getragen wurde, stand Davids Frau Michal, die Tochter Sauls, am Fenster. Sie fand es unpassend, dass David als König vor dem HERRN her tanzte und hüpfte, und sie verachtete ihn in ihrem Herzen. (...) Auch David ging nach Hause, um seine Familie zu begrüßen. Michal, die Tochter Sauls, kam ihm entgegen und spottete: »Heute hat der König von Israel aber Ehre eingelegt! Vor den Frauen seiner Diener hat er sich schamlos entblößt, wie es nur das niedrigste Gesindel tut!« Doch David erwiderte ihr: »Zur Ehre des HERRN habe ich es getan! Er hat mich deinem Vater und allen seinen Nachkommen vorgezogen und mich zum Anführer seines Volkes Israel gemacht. Deshalb will ich auch künftig zu seiner Ehre tanzen und springen und mich noch tiefer erniedrigen als diesmal. Ich will mich selbst für gering halten; aber die Frauen, die mich nach deiner Meinung verachten müssen, die werden es verstehen und mir Ehre erweisen.« Michal aber, die Tochter Sauls, blieb ihr Leben lang kinderlos.« (2. Samuel 6, 16.20-23)*

Wir hatten uns ähnlich »zum Fenster hinaus gelehnt«, die andern beobachtet und sie verachtet. Darum blieben wir oft »kinderlos«! Übertragen ausgedrückt: Die Gemeinde trug nur noch wenig Frucht. Es kamen kaum Menschen zum Glauben an Jesus Christus. Wir erlebten wenig von den Wundern, die in der Bibel beschrieben sind. Eben eine Art »Michal-Effekt«.

In unserer Gruppe baten wir Gott aufrichtig um Vergebung. Dann beschlossen wir einmütig, allen andern kirchlichen Gruppen eine Karte zu schreiben, um uns zu entschuldigen. Ich bekam den Auftrag, die Sache in die Hand zu nehmen. Ich tat es gerne. Sorgfältig wählte ich von meinen Fotografien die schönsten aus und gestaltete damit Faltkarten. Innen beschrieb ich den Grund dieser Aktion und bat zugleich im Namen unserer Gruppe und der Gemeinde um Vergebung.

Die Reaktionen waren äußerst erfreulich. Der Leiter eines Werkes, der besonders unter mancher Kritik hatte leiden müssen, kam freudestrahlend mit prächtigen Orchideen an unsere Haustür. Leider war ich nicht zu Hause, als meine Frau die Blumen entgegennahm. Aber es hat mich und uns alle mächtig gefreut. Eine neue Basis für unsere Beziehungen war entstanden.

Drei Jahre haben wir als Charisma-Spurgruppe zusammen gearbeitet, gebetet, einander ermutigt. In meinen Predigten habe ich immer wieder berichtet, was uns in der Gruppe bewegte. Ein heilsamer Prozess fand in der Gemeinde und in der städtischen Evangelischen Allianz statt. Aus Verachtung wurde Wertschätzung, aus Distanz liebevolle Nähe. Es entstand sogar ein monatliches Frühstückstreffen christlicher Leiter und Leiterinnen. Wir nahmen Anteil am Ergehen der andern und beteten füreinander. Es waren beglückende Begegnungen. Der »Michal-Effekt« war überwunden!

Wie lautet nun aber die Antwort unserer Gruppe im Blick auf die Charismen, die Gaben des Heiligen Geistes? Ich fasse die Ergebnisse ungefähr so zusammen, wie ich sie noch rekonstruieren kann.

- Gnadengaben sind Dienstgaben! Sie sind nicht dazu gegeben, um einen höheren geistlichen (überheblichen) Stand zu signalisieren.
- Ohne Gnadengaben ist die christliche Gemeinde bloß ein frommer Verein. Es fehlt die entscheidende göttliche Bevollmächtigung und Wirkung.
- Gnadengaben darf man erbitten! Wie viel mehr wird der Vater

im Himmel den Heiligen Geist denen schenken, die ihn darum bitten (Matthäus 7,11).

- Gnadengaben schenkt Gott nicht in den luftleeren Raum. Die Erfahrung hat gezeigt, dass eine Art Reihenfolge abläuft: 1. Wir werden in eine Aufgabe berufen. 2. Wir müssen bereit sein, diese Aufgabe anzunehmen (sofern sie uns wirklich von Gott zugedacht ist). 3. Wir dürfen und sollen Gott um die Begabung (das Charisma) bitten und ihm vertrauen, dass er sie uns gerne schenkt. Beherzt zugreifen!
- Wir sollen zu unseren Gaben *und* Grenzen fröhlich stehen.
- Die Gaben anderer Menschen können wir dankbar als Ergänzung anerkennen und fördern. *Ein jeder (und jede) diene mit der Gabe, die er (oder sie) empfangen hat, dann seid ihr gute Haushalter der vielfältigen Gnade (Gnadengaben) Gottes* (1. Petrus 4,10).

Interview mit Beat Ungricht, dem heutigen Pastor der Freien Evangelischen Gemeinde Winterthur

*Kurt Spiess:* Was hat sich nach diesem Prozess in Winterthur weiterentwickelt? Spürst du heute in der Gemeinde etwas vom damaligen Prozess?

*Beat Ungricht:* Wir spüren noch sehr viel! Es ist ein angstfreier Umgang mit der charismatischen Bewegung entstanden. Allerdings kann ich nicht unterscheiden, was der damalige Prozess angestoßen hat und was dann die vielen folgenden Ereignisse weiter bewegt haben. Ich denke, dass die Stiftung Schleife (ein freies Werk in Winterthur, das durch Gerhard und Lilo Keller aus der Evangelischen Landeskirche heraus gewachsen ist – Anmerkung Kurt Spiess) und auch die grenzenüberschreitende Vision der Evangelischen Allianz Winterthur vieles dazu beigetragen haben, uns dahin zu bringen, wo wir heute sind.

*Spiess:* Hat sich die Zusammenarbeit untereinander und mit andern Gemeinden vertieft?

*Ungricht:* Die Zusammenarbeit hat sich kaum vertieft. Aber die starke Veränderung besteht darin, dass weniger bis keine Be-

rührungssängste mehr vorhanden sind. Man sieht sich gegenseitig als »gleichwertig« an und spürt sehr gut, dass »alle Gemeinden auch nur mit Wasser kochen« und letztlich ähnliche Fragen und Probleme haben. In den letzten Jahren ist auch klar geworden, dass nicht automatisch mehr Heiliger Geist da ist, je »charismatischer« man sich gibt. Es zählt heute viel mehr, dass eine Gemeinde über eine gesunde und gründlich biblische Theologie verfügt und alltagsbezogen ausgerichtet ist, also auf die Nöte und Bedürfnisse der Menschen unserer Zeit Antworten sucht und findet.

*Spieß:* Wo muss heute der Prozess weitergehen?

*Ungricht:* Im Laufe der Jahre sind immer wieder neue Themen aufgekommen, die uns als Gemeinden und Christen scheiden. Zurzeit ist keines gerade topaktuell. Die heutigen Herausforderungen orte ich an verschiedenen Stellen:

1. Leitungsstil und -kultur. Viele ältere Gemeinden haben eine föderalistische oder demokratische Leitungskultur. Nun trifft dieser Leitungsstil auf einen individualistisch postmodernen Menschen. Die Frage stellt sich heute: Werden wir uns verlieren in den tausened Interessen der Einzelnen und deshalb nicht mehr als geeinte, stark agierende Gemeinden auftreten können?

2. Als Gegenbewegung zu dieser Gemeindegkultur ist ein autoritatives und hierarchisches Leitungsverständnis entstanden. Die meisten Gemeindegründungsbewegungen und gleichzeitig wachsenden Kirchen tendieren in diese Richtung. Machtmissbrauch, Manipulation, fragwürdiger Umgang mit Finanzen sind Gefahren, denen diese neueren Bewegungen ausgesetzt sind. Die Zusammenarbeit kann mit verschiedenen Gemeinden lokal recht schwierig sein, weil ganz unterschiedliche Führungskulturen aufeinander prallen.

3. Es wird schwieriger, gemeinsam als Allianz eine Vision für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu entwickeln und etwas Kraftvolles aufzuziehen. Während vor 20 Jahren viele Gemeinden evangelistische Großprojekte miteinander durchführten, ist das heute fast nicht mehr möglich. Zum einen fehlen

gute Gefäße und zum anderen fehlt der Mut, ganz konkret zum Glauben an Jesus einzuladen. Gemeinsame Projekte sind – wenn es sie überhaupt gibt – eher sozialdiakonischer Natur. Das empfinde ich als enorme Herausforderung.

4. Die Abgrenzung der Landeskirchen gegen die Freikirchen hat sich in den letzten Jahren verschärft. Die Landeskirchen empfinden die Freikirchen stärker als Konkurrenz. Darum setzen sie da und dort mit eigenen Projekten einen oft »liberaleren« Gegenpol.

## Kapitel 8

# Das Wunder von Bern

Das Ganze erinnert mich wirklich an den Film »Das Wunder von Bern«, der von der Fußball-WM 1954 im Wankdorf Stadion in Bern handelt, als Deutschland überraschend Weltmeister wurde. Genau dort fand nämlich 1991 der Christustag statt.

Wir feierten in der Schweiz 700 Jahre Eidgenossenschaft und hatten zu diesem Anlass spezielle christliche Programme geplant. Alles lief unter dem Namen CREDO 91. Weil ich viel Erfahrung in übergemeindlicher Arbeit mitbrachte, baten mich die Initiatoren, das Präsidium der verantwortlichen Kommission zu übernehmen. Ich war dazu bereit, weil mir dieses Projekt sehr am Herzen lag.

Geplant war auch wieder ein Christustag, wie er schon einige Male durchgeführt worden war. Aber diesmal sollte er nicht in einer Halle, sondern im Fußballstadion statt finden. Wir erwarteten über 30 000 Menschen aus der ganzen Schweiz. Aber niemand wollte die Verantwortung für diesen Anlass übernehmen. Schlussendlich bestimmte die Kommission ziemlich energisch, dass der Präsident von CREDO 91 die Sache in die Hand nehmen solle. Päng! Es war schon höchste Zeit, mit der Vorbereitung anzufangen, da nur noch etwa eineinhalb Jahre zur Verfügung standen.

»Okay«, sagte ich, »ich will den Tag übernehmen, aber nur unter der Bedingung, dass ich ein kleines, selber gewähltes Team zusammenstellen kann.« Sie waren einverstanden. In Ueli Haldermann fand ich einen hervorragenden Koordinator. Verena Birchler, die sehr kreativ begabt ist, beschäftigte sich mit dem Programm. Zu dritt bildeten wir also das Kernteam. Die Planung ging zügig voran. Wir freuten uns über die guten Ideen, die wir zusammengetragen hatten. Natürlich musste alles noch von der Trägerkommission genehmigt werden. Wir waren sehr glücklich, als sie uns grünes Licht gab.



Als Thema wählten wir: »Transparent leben«. Offenheit, Glaubwürdigkeit und Einheit unter den überzeugten Christen wollten wir fördern. Wir wünschten uns dazu noch einen besonders starken sichtbaren Akzent, z. B. einen entsprechenden Weltrekord, der ins Guinnessbuch aufgenommen werden konnte. Aber wie sollte der schon aussehen? Da kamen wir auf den Gedanken, das längste Transparent der Welt zu kreieren. Das würde zum Thema Transparenz genau passen. Es müsste vom Stadion bis vors Bundeshaus reichen, als eine Art Zeichen der Verbindung zu unserem Land. Zugleich sollte es aber auch die Verpflichtung ausdrücken, dass wir als Christen Verantwortung mittragen wollten. 1500 Meter Transparent, ein Riesenunternehmen! Woher sollten wir das Material beziehen und erst noch bezahlen? Geld war Mangelware.

Doch ich kannte einen Mann aus unserer Gemeinde, der in einer Weberei eine leitende Stellung innehatte. Den wollte ich um Transparentstoff fragen. Die Idee erwies sich als goldrichtig! Er war sofort bereit, sich der Sache anzunehmen. In kürzester Zeit gab er mir Bescheid. Ja, er hätte eine gute Lösung. Im Lager lägen etwa 800 Meter roher Stoff, drei Meter breit gewoben. Aus irgendeinem Grunde hatten sie keine Verwendung mehr dafür. Den könnten wir gratis haben! Halbiert würde er für unsere Bedürfnisse gut reichen. Unsere Freude war groß!

Alle Kantone beteiligten sich. Aber wer sollte das Riesentransparent gestalten, damit es wirklich zum Thema passte und gut aussah? Ich hatte wieder einen plötzlichen Geistesblitz: Wir konnten doch in jedem Schweizer Kanton eine verantwortliche Person suchen. Diese würden wir mit siebzig Metern Stoff beliefern. Mit einem Team sollte sie dann die Gestaltung in die Hand nehmen. Bis zum Christustag müssten die Einzelteile fertig sein. Dann würden wir alle bemalten Transparente über Mittag zusammennähen. Etwa fünfhundert Leute müssten alle paar Meter eine Stange in eine Lasche einführen und das Transparent hochhalten. »Uff, was haben wir uns da eingebrockt«, stöhnten wir ab und zu. Es musste schon ein Wunder geschehen, wenn das alles klappen sollte. Aber mit Gottes Hilfe wollten wir es wagen.

Nun ging es an die Arbeit. Ich suchte die verantwortlichen

Leute in den Kantonen, da ich viele gute Beziehungen hatte. Die Angefragten sagten meist mit Begeisterung zu. In der Gemeinde Winterthur, wo ich Pastor war, schlug meine Frau vor, die Seniorinnen und Senioren zu fragen, ob sie uns beim Zuschneiden des Stoffes helfen könnten. Sie waren dazu gerne bereit! Unter der Leitung meiner Frau wurde der Stoff in Portionen von je 70 Metern geschnitten. Diese Teile rissen sie noch einmal in der Mitte auseinander. So entstanden Ballen von je 70 x 1,50 Metern. Es war ein fröhliches Arbeiten. Am Schluss waren sie stolz, am Guinnessrekord beteiligt gewesen zu sein. Mit dem Auto oder der Post gelangten die Bündel zu den entsprechenden Personen. Wir waren sehr gespannt, ob alle termingerecht fertig würden und was die Einzelnen wohl darauf malen würden.

Am Christustag lagen die Transparentteile aus allen Kantonen schön ausgelegt auf dem Fußballrasen. Was da nicht alles an kreativen Ideen aufgekommen war! Außer den Kantons- und Dorfwapen, die auf jedem Teil aufgemalt werden mussten, standen biblische oder andere gute Zitate auf den Transparenten, waren Portraits von Reformatoren, Comics, markante Gebäude und vieles mehr zu sehen. Die Besucher und die Presse waren begeistert. Über die Mittagszeit nähten fleißige Hände mit Nähmaschinen alle Transparentteile zusammen. Anschließend wurde das gesamte Kunstwerk auf einen Transporter verladen, damit man es so langsam auf der Straße zum Bundeshaus auslegen konnte.

Die Arbeit an den Transparentteilen war nicht nur eine kreative Herausforderung, sondern förderte auf natürliche Weise die Gemeinschaft unter den Christen in den einzelnen Kantonen. Zugleich weckte es die Vorfreude auf den Christustag und selbstverständlich wollten dann auch alle mit dabei sein.

Auch der Christustag selbst war eine wunderbare Gebetserhöhung. Es war uns klar, ohne Gottes Hilfe konnte es nicht gelingen! Wir brauchten dringend das richtige Wetter. Wenn es regnen würde, wäre es kalt und von der Akustik her schlecht. Schiene aber die Sonne zu stark, wäre es unangenehm heiß. Würden außerdem so viele Leute kommen, wie wir erwarteten? Auch sollten die hohen Kosten mit einer einmaligen Kollekte gedeckt werden. Zum Auf-

stellen des Transparents musste es windstill sein und außerdem brauchten wir genügend Leute dafür. Für all diese Dinge beteten wir.

Meine Frau und ich übernachteten am Tag vorher in der Nähe von Bern. Es regnete die ganze Nacht. Am Morgen hieß es im Wetterbericht, die Ostschweiz würde viel Regen bekommen. Das westschweizer Wetter würde wechselhaft. Vor Beginn der Veranstaltung betrat ich das Stadion. Es fiel leichter Regen. Mit Überzeugung betete ich einfach: »Herr, ich gebiete jetzt in deinem Namen dem Regen Einhalt und es soll nicht wieder regnen!« Ich wage es sonst nicht, in dieser Weise zu beten, vor allem, wenn es ums Wetter geht. Doch langsam hörte der Regen auf. Und es regnete nie mehr an diesem Tag über dem Stadion, obwohl rundum immer wieder Regengüsse niedergingen.

Da ich den Tag zu moderieren hatte, stand ich schon früh auf der Bühne und war gespannt, ob nun die vielen Tausend Leute kommen würden, denn in der Ostschweiz regnete es wirklich in Strömen und das würde bestimmt einige vom Besuch abhalten. In einem halbleeren Stadion käme aber keine rechte Freude auf und für die Finanzen wäre es katastrophal.

Aber die Menschen strömten herbei. Langsam füllte sich das Stadionrund. Kurz vor Beginn waren über 30 000 Besucher anwesend! Eine tiefe Freude und Dankbarkeit erfüllten mich. Das gemeinsame Singen und Loben, die verschiedenen Ansprachen und persönlichen Berichte, das Beten für unser Land gaben der Veranstaltung den geistlichen Tiefgang. Ich erlebte das ganze Ereignis wie ein Stück Vorgeschmack des Himmels.

Zwischendurch wurde dann die besagte Kollekte eingesammelt (wir verlangten ja auch keinen Eintrittspreis). Ich erklärte offen, was die Stadionmiete, die Anlage, die Großleinwand usw. gekostet hatten. Dann kam mir der bekannte Spruch in den Sinn: Wir reden nicht vom Geld, wir haben es. Spontan änderte ich ihn ab. Ins Stadion rief ich: »Wir reden nicht vom Geld, wir geben es!« Gelächter war die Antwort. Und ich glaube, dass dieser fröhliche Spruch die Gebefreudigkeit gefördert hat. Und das Ergebnis? Die Unkosten waren voll gedeckt! Einmal mehr erlebten wir eine wun-

derbare Gebetserhörng. Mit dem Überschuss konnten wir sogar noch einige Sozialprojekte unterstützen. Ein Sponsorenlauf erbrachte zusätzlich Geld für einen guten Zweck.

Nach der Veranstaltung im Stadion musste das Transparent aufgestellt werden. Die Polizei leitete den Verkehr um. Viele junge und ältere Freiwillige halfen, die Stangen hochzuhalten. So spannte sich das Tuch wirklich vom Stadion bis kurz vor das Bundeshaus. Der Wind war kaum zu spüren! Wir konnten alles in Ruhe abwickeln. Es war eine Freude zu sehen, wie die Christustag-Teilnehmer in Scharen dem Transparent entlang zum Bundesplatz pilgerten, um dort noch an einer Kundgebung teilzunehmen. Gott hatte unsere Gebete wunderbar erhört! Ohne seine Hilfe hätte es ein Riesendesaster werden können. Ein Notar dokumentierte die Richtigkeit unserer Angaben über das längste Transparent der Welt. Es kam tatsächlich zu einem Eintrag ins Guinnessbuch 1992! Halleluja, Gott sei Dank für all seine Hilfe!

Vielleicht hören sich diese Schilderungen doch ein wenig zu triumphal an. Nicht alles lief zu unserer Zufriedenheit, aber die Hauptsache durfte gelingen. Ehrlicher Weise muss ich deshalb auch folgende Begebenheit erzählen.

Ich war schon einige Tage vor dem Christustag in Bern, um beim Aufbau mit dabei zu sein. Es lief gut, war aber anstrengend, auch mental. Denn die Spannung auf diesen Tag hin war doch nicht zu unterschätzen. Am Samstagabend saßen noch alle verantwortlichen Leiter und Leiterinnen zusammen, um die letzten Punkte zu checken und miteinander zu beten.

Ich fühlte mich absolut schwach und ausgelaugt. So konnte ich am nächsten Tag unmöglich vor so vielen Leuten stehen. Mit etwas Überwindung, schilderte ich den vielen Anwesenden meinen elenden Zustand. Neben mir saß ein pfingstlicher Pastor und Evangelist. Während wir alle im Gebet vertieft waren, legte er mir die Hand auf die Schulter. Ich wusste, dass er jetzt intensiv für mich betete. Aber dieses Wissen allein hätte nicht genügt. Gott musste mich neu berühren und mit seiner Kraft erfüllen. Und das tat er auch. Es war, wie wenn ich an eine Kraftquelle angeschlossen würde: Neue Freude und Ermutigung durchströmten mich.

Zudem erlebte ich neu, was es heißt: *Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gebot Christi erfüllen* (Galater 6,2). Ich war meinem Glaubensbruder von Herzen dankbar.

Am nächsten Tag stand ich mit einer tiefen Liebe und Freude im Herzen vor den vielen tausend Leuten. Es war mir, als würde ich vor meiner vertrauten Gemeinde stehen. Es stimmt, Gott braucht keine Helden, aber Menschen, die ihm viel zutrauen.

## Kapitel 9

# Neues Leben sprießt aus der Ruine – die Auferstehung der Schweizerischen Evangelischen Allianz

*Die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) – was ist das? Evangelisch ist die SEA nicht im konfessionellen oder kirchlichen Sinne, sondern weil das Evangelium von Jesus Christus im Mittelpunkt ihrer Bewegung steht. Es bildet die Grundlage, auf der Einzelpersonen, Gemeinden der Landes- und der Freikirchen sowie freie christliche Organisationen zusammenarbeiten. Als evangelisch versteht sich die SEA auch deshalb, weil die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott ein zentrales Anliegen sämtlicher Aktivitäten ist. Und als evangelisch lässt sich schließlich der Auftrag der SEA bezeichnen: den Mitmenschen konkrete Beispiele eines persönlichen Glaubens zu vermitteln und auf der Grundlage dieses Glaubens die Gesellschaft aktiv mitzugestalten.*

Quelle: SEA-Papier

**B**edrückt saßen wir altgedienten Allianzfreunde im Büro der Schweizerischen Evangelischen Allianz in Zürich. Der Präsident hatte uns zu einer Krisensitzung eingeladen. Eine schwere Aufgabe stand uns bevor. Wir sollten dem Zentralsekretär mitteilen, dass er nicht mehr tragbar war. Nicht, dass man ihm die Begabung und seine guten Absichten absprechen wollte. Im Gegenteil, alle kannten ihn als charismatische Persönlichkeit. Er hatte jedoch mit einigen vermessenen Plänen die SEA in eine massive Krise manövriert. Trotz mehrmaliger Warnungen von vielen Seiten entstand eine halbe Million Schulden. Das war fatal! Der gesamte

Vorstand trat zurück. Nur durch geschlossenen Protest glaubten sie, vielleicht noch eine Wende herbeiführen zu können.

Bange warteten wir also in besagtem Büro. Wo blieb denn der Präsident? Nach längerer Zeit kam er niedergeschlagen zu uns. Wir ahnten, dass etwas sehr Ernsthaftes passiert sein musste. Mit zitternder Stimme teilte er uns mit, dass der Zentralsekretär in der Nacht an einem Herzinfarkt gestorben sei. Erschütternd für uns und vor allem für seine Frau und die Kinder. Natürlich änderte das schlagartig die ganze Situation.

Nach dem ersten Schock und tiefer Betroffenheit stellten wir uns dennoch die Frage: Wie soll es mit der SEA nun weitergehen? Zudem stand noch ein anderes gravierendes Problem an: Der Präsident musste gesundheitshalber auch zurücktreten. Eine weitere Amtszeit durften wir ihm nicht mehr zumuten. Zaghafte fragte er dann in unsere Runde, ob einer von uns bereit wäre, das Präsidium zu übernehmen? Die Begeisterung hielt sich verständlicherweise sehr in Grenzen.

Innerlich aber glaubte ich eine leise Stimme zu hören: »Kurt, vielleicht bist du jetzt gefragt?« Denn schon einmal, 1991, war ich gebeten worden, das Präsidium zu übernehmen. (Es war kurz nach dem Projekt CREDO 91.) Es schien mir damals nur natürlich, mit dieser übergemeindlichen Arbeit weiterzufahren. Ich hatte bereits mündlich zugesagt. Doch ließ mich eine seltsame innere Unruhe einfach nicht los. Deshalb bat ich Gott nochmals um klare Weisungen. Auch um ein deutliches Nein, wenn es nicht sein sollte.

Nach kurzer Zeit leuchteten verschiedene Warnlichter auf, die ich keinesfalls übersehen durfte. Sie signalisierten mir klar: Nein. Dankbar, aber auch mit Bedauern meldete ich der SEA den negativen Bescheid. Im Nachhinein erwies sich meine Entscheidung als absolut richtig!

Jetzt aber sprach ich zögernd meine Bereitschaft für das Amt des Präsidenten aus. Kaum jemand äußerte sich dazu. Das berührte mich eigenartig. Später habe ich den Grund erfahren. »Ein Pastor würde sich nicht eignen, um eine Organisation mit einer solchen Schuldenlast zu sanieren.« An sich einleuchtend.

Ich war wirklich weder ein Vereins- noch ein Finanzgenie! Und überhaupt hatte ich gar keine Erfahrung mit der SEA-Führung. Ich hatte nie im Vorstand gesessen und daher wenig Ahnung, was zu tun war.

Nun, ein Übergangsvorstand und -präsident mussten eingesetzt werden. Ich wurde Mitglied dieses Gremiums und konnte so die ganze Materie überhaupt erst kennenlernen. In dieser Zeit sollte sich dann für mich und den Vorstand klären, wie mein Weg im Blick auf das Präsidium weitergehen sollte. Nach etwa einem halben Jahr Mitarbeit fragte ich einige schüchtern, ob sie sich schon eine Meinung über meine eventuelle Nomination gemacht hätten. »Ja weißt du«, wanden sie sich, »wir bräuchten halt einen cleveren Geschäftsmann für die jetzige Situation.« Klar, ich war also nicht ihr Kandidat. Da mir aber die Zukunft der SEA sehr am Herzen lag, gab ich noch nicht klein bei. Nicht, dass es mir um das Amt an sich gegangen wäre. Einen Scherbenhaufen zu übernehmen ist außerdem keine reizvolle Sache. Aber das Präsidium konnte mir eine Plattform schaffen, um mein Anliegen im Blick auf eine tragfähige Einheit an vielen Orten zu vermitteln.

Und überhaupt wurde mir immer klarer, dass es in der momentanen Situation der SEA gar nicht um geschäftstüchtige Finessen ging. Nein, bei den Präsidenten der Allianzsektionen vor Ort musste das Vertrauen wieder neu aufgebaut werden. Dazu brauchte es Begegnungen und Gespräche. Nicht vom Geld sollten wir reden, sondern den Christen das Gebet Jesu wieder in Erinnerung rufen: *Vater, ich bitte dich, dass sie eins seien, gleich, wie du mit mir und ich mit dir. Damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast* (Johannes 17,20-21). Um diese Glaubwürdigkeit der Christen ging es mir. Solche Gedanken behielt ich aber weitgehend für mich, um nicht den Anschein von eigener Wahlpropaganda zu wecken.

Doch ich spürte in mir nach wie vor eine starke Berufung für diese Aufgabe. Ich wollte aber absolut sicher sein, dass es nicht nur mein eigener Wunsch, sondern auch Gottes Wille war. »Herr«, betete ich darum, »wenn es nicht sein soll, dann verhindere du einen falschen Schritt. Wenn du es aber willst, dann öffne du mir die Tür.«



Ein Anruf eines Freundes führte mich nochmals in die Selbstprüfung. Er betonte, dass er in Übereinstimmung mit einigen namhaften christlichen Leitern starke Zweifel an meinen Fähigkeiten für diese Aufgabe habe. Er befürchtete, ich könnte überfordert werden. Menschlich gesehen hatte er recht. Es war ein an sich gut gemeinter Rat. Trotzdem erwiderte ich: »An meiner Seite wird ja der neu gewählte, sehr begabte Zentralsekretär stehen, der mich intensiv unterstützen wird.« – »Ja, dann vielleicht«, meinte er, aber ich spürte seine ehrlich gemeinte Besorgnis. Den guten Rat eines Freundes nehme ich in der Regel sehr ernst. Doch seine Argumente verunsicherten mich nicht weiter, da ich vorher die Angelegenheit Gott schon anbefohlen hatte und auch zu einem Nein bereit war.

Etwa zwei Monate vor der entscheidenden Delegierten-Konferenz musste ich nun doch Klarheit haben, ob sie mich überhaupt vorschlagen würden. Denn ein anderer Kandidat oder eine Kandidatin war meines Wissens nicht in Sicht.

»Ja«, meinte der Vorstand, »doch, wir möchten dich vorschlagen.« Nach der Sitzung sprach ich eine für mich wichtige und begabte Kollegin an. Sie hatte sich früher eher skeptisch wegen meiner Nomination geäußert, darum fragte ich sie direkt: »Stehst du auch wirklich voll zu mir? Es würde mich beunruhigen, wenn ich dein Vertrauen nicht hätte.« Spontan umarmte sie mich und sagte: »Doch, ich bin fest überzeugt, dass du zur jetzigen Zeit der richtige Mann bist!« Das war mir wie ein Händedruck Gottes, der mir eine starke innere Ruhe gab.

An der erwähnten Delegierten-Konferenz (1-2 Personen aus jeder der ca. siebzig Sektionen der deutschsprachigen Schweiz) wurde ich einstimmig zum Präsidenten gewählt! Es war für mich eine wunderbare Bestätigung und ein starker Vertrauensbeweis.

Nun arbeitete ich also auf drei Ebenen: Beim Projekt mit der Migros-Bibel (von dem ich noch in einem späteren Kapitel berichten werde), zugleich war ich wieder Pastor in derselben Freien Evangelischen Gemeinde in St. Gallen, in der ich vorher gearbeitet hatte, und Präsident der Schweizerischen Evangelischen Allianz. Alle drei Aufgaben zusammen, das konnte längerfristig nicht gut

gehen. Ich besprach dieses Problem mit der Leitung meiner Gemeinde. »Ja,« bestätigten sie mir, »wir spüren schon länger, dass Gott noch eine übergemeindliche Aufgabe für dich bereithält. Darauf solltest du dich ganz konzentrieren können. Wir wollen dich mit unserem Segen in diese Aufgabe entlassen.« Das freute mich sehr. Schon seit einigen Jahren trug ich den Wunsch in mir, vor meiner Pensionierung noch intensiver für eine glaubwürdige Einheit der verschieden geprägten Christen tätig sein zu können.

Die Sache hatte nur einen Haken: Die Gemeinde konnte meinen Lohn natürlich nicht übernehmen. Und die SEA besaß ja auch kein Geld. Wovon sollten wir leben? Doch unsere Gemeindeleitung gab meiner Frau und mir die Freiheit, Leute aus der Gemeinde für einen Unterstützerkreis anzufragen. Wir fanden etwa zwanzig willige Personen, die für uns beten und monatlich einen gewissen Betrag spenden wollten. Zugleich erklärten sich zwei befreundete Geschäftsleute bereit, zusammen die Hälfte meines Lohnes zu übernehmen. Das war wunderbar! Schließlich steuerte die SEA doch noch ein Viertel unseres Lohnes bei. So kamen wir wieder ungefähr auf die Höhe des vorherigen Pastorengelohls. Es war eine besondere Erfahrung für uns, nun von einem Freundeskreis gesponsert zu werden. Jetzt konnte ich also von Herzenslust das tun, was meiner Begabung und Berufung entsprach. Es war das krönende Sahnehäubchen oder »Nidel«, wie wir Ostschweizer sagen, auf meinem langjährigen Dienst!

Ich besuchte als erstes viele Allianz-Sektions-Vorstände, um Kontakte aufzubauen und mir ihre Anliegen anzuhören. Natürlich kamen auch einige Klagen über die Misswirtschaft der SEA auf den Tisch und ich musste ihnen versichern, dass wir in Zukunft vorsichtiger mit dem Geld umgehen würden. Zugleich konnte ich ihnen das Migros-Bibelprojekt vorstellen, bei dem es darum ging, die Bibel im Supermarkt zum Verkauf anzubieten. Ich ermutigte sie, während der Aktion die Bibel öffentlich mit Fantasie und Liebe zu thematisieren, damit viele Leute ein Exemplar kaufen würden. Die finanziellen Probleme der SEA brachte ich kaum jemals zur Sprache. Aber die Begegnungen und aufrich-

tigen Gespräche halfen, das dringend nötige Vertrauen wieder aufzubauen.

Zu Allianzgottesdiensten wurde ich eingeladen, um über meine Anliegen zu reden. An verschiedenen Pastorenkonferenzen durfte ich berichten und persönliche Gespräche führen. Öfter schlug auch jemand vor, besonders für mich und meine Aufgabe zu beten und mich zu segnen. Das tat gut. An übergemeindlichen Konferenzen nahm ich teil, um einfach dabei zu sein und Kontakte zu pflegen. Es war eine reich erfüllte Zeit. Ich war in meinem Element!

Aber es allen recht machen zu wollen oder ihnen nach dem Mund zu reden, das lag mir nicht. Ich zeigte auch oft Mängel und Missstände unter den Christen auf. Doch die meisten spürten, dass ich sie nicht lieblos kritisieren, sondern weiterbringen wollte. Ein Leiter, mit dem ich sonst nicht immer einer Meinung war, machte mir einmal am Ende eines anspruchsvollen Projekts ein großes Kompliment. Er gestand mir unter vier Augen: »Ich habe stets gespürt, dass es dir immer um Jesus Christus ging.«

Zusammen mit dem neu gewählten Vorstand und dem neuen Zentralsekretär bauten wir eine tragfähige Vertrauensbasis auf. Wir besuchten die regionalen Sektions-Präsidenten-Treffen. Wir informierten sie über unsere Absichten und Pläne, nahmen Kritik und Lob entgegen, diskutierten, beteten miteinander und ermutigten sie. Eine ganz neue Atmosphäre der Zusammenarbeit und der Wertschätzung entstand.

Und das Geld begann wieder zu fließen! Zum Teil wurden zinslose Darlehen in eine Schenkung umgewandelt, weil das Vertrauen wiederhergestellt und Ziele wieder klar waren. Meine Überzeugung hatte sich bestätigt: Wenig vom Geld reden, vielmehr eine Vision und Vertrauen vermitteln. Dann fließt auch der Segen Gottes wieder.

Mir war bewusst, dass mein spezieller Dienst in der SEA nur eine begrenzte Zeit dauern würde. Ich wollte und musste mich wieder zurücknehmen und vor allem dem Zentralsekretär die Beziehungsarbeit überlassen. Nach einigen Jahren trat ich deshalb,

auch aus gesundheitlichen Gründen, vom Präsidium zurück. Wir standen fast schuldenfrei da. Ein riesiges Geschenk!

Aber eben nur fast, denn leider blieben immer noch zwanzigtausend Franken an Verbindlichkeiten an der SEA hängen. Dies wirkte wie ein Bremsklotz. Wenn der Vorstand einen mutigen Schritt weitergehen wollte, hieß es gleich: »Das geht nicht, wir haben ja noch Schulden.« Obwohl ich nicht mehr in der Leitung war, störte mich diese Restschuld. »Herr«, bat ich darum, »mache du jemanden bereit, dieses Geld bald zu spenden.«

Nicht lange danach ereignete sich folgende Geschichte: Eines Tages bekam das SEA-Büro einen anonymen Anruf: »Bitte sofort Briefkasten leeren!« Klick.

Etwas verdutzt legte die Sekretärin den Hörer auf. Plante da jemand etwa ein Attentat? War es eine Bombe? Trotzdem wagte sie vorsichtig, den Briefkasten zu öffnen. Ein unfrankierter, einfacher Umschlag lag darin. Er war nicht mit der Post geschickt worden. Jemand hatte ihn offensichtlich unbemerkt eingeworfen. Vorsichtig öffnete die Sekretärin den Umschlag – und machte große Augen: Zwanzig neue Tausendfrankennoten lagen darin. Halleluja! Sie rief die anderen Mitarbeiter zusammen und gemeinsam dankten sie Gott für das wunderbare Geschenk.

Nun endlich konnte die SEA unbeschwert weiterarbeiten. Aus der Ruine war wieder ein neuer, solider Bau geworden.

## Interview mit dem Zentralsekretär Hansjörg Leutwyler

*Kurt Spiess:* Wie sieht es heute in der Schweizerischen Evangelischen Allianz aus? Zeigen sich Auswirkungen des damaligen Prozesses?

*Hansjörg Leutwyler:* Ich habe die Zeit mit dir als Präsident in sehr guter Erinnerung. Der in deiner Präsidentschaft begonnene Prozess eines verstärkten Miteinanders evangelischer Christen konnte auch in den Jahren danach fortgesetzt werden. Insbesondere unter den verschiedenen Organisationen zeigt sich ein engerer Schulterschluss. So sind bis heute 13 Arbeitsgemein-

schaften entstanden, die jeweils bis zu vierzig verschiedene Organisationen einer Fachrichtung zusammenschließen. Die rund hundert Gruppen bringen so ihre Fachkompetenz in die Evangelische Allianz ein, sei es im Bereich Mission, Entwicklungszusammenarbeit, Evangelisation, Kunst und Kultur, Religionsfreiheit, aber auch in Bezug auf Themen wie Klima, Energie, Umwelt. Gemeinsam sind wir eine Stimme des Evangeliums in unserer Gesellschaft.

*Spiess:* Wo und wie haben sich die Beziehungen untereinander vertieft oder eben nicht?

*Leutwyler:* Wo man mit dem übergeordneten Ziel zusammenarbeitet, dass Menschen zu einem persönlichen Glauben an Jesus Christus finden, vertiefen sich auch die Beziehungen. Gegenseitige Wertschätzung und Freundschaften sind die Folge. Wir haben heute mit dem Schweizerischen Freikirchenverband ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Ein gutes Beispiel ist mir auch immer wieder die SEA-Arbeitsgemeinschaft für Religionsfreiheit. Sie besteht aus acht verschiedenen Organisationen, die sich für die verfolgten Christen und die unterdrückte Kirche einsetzen. Wo früher ein Konkurrenzdenken im Vordergrund stand, bestehen heute zum Teil tiefe Freundschaften. Miteinander wird der Sonntag der verfolgten Christen verantwortet. Die gegenseitige Kooperation und ein gemeinsames Vorwärtsgen ist zur Norm geworden – sehr zum Nutzen aller.

*Spiess:* Wo besteht Bedarf, den Prozess weiterzuentwickeln, da er ja nie beendet ist?

*Leutwyler:* Es ist tatsächlich so, dass der Prozess des Miteinanders nie beendet ist. Das partnerschaftliche Unterwegssein von Christen – Kirchen und Organisationen – empfinde ich ähnlich wie ein Miteinander in Ehe und Familie: Gute Beziehungen müssen gepflegt sein. Sie sind keine Selbstverständlichkeit. Im kirchlichen Bereich gibt es noch etliche Organisationen und Gemeinden, die sich zu einer »Familie« zusammenschließen und von ihrer Ausrichtung her durchaus mit in der Allianz sein könnten. Da ist weiterhin gute Überzeugungsarbeit und Meinungsbildung nötig. Die Hoffnung, dass sich das Miteinan-

der auch in Zukunft noch verstärken kann, ist die Zielsetzung der Allianz. So haben wir ja auch eine gemeinsame Leidenschaft: Menschen sollen zu einem persönlichen Glauben an Jesus Christus finden. Dazu dient doch das Miteinander in der Allianz: Die Bevölkerung kann uns einordnen, das Evangelium hat eine Stimme in der Gesellschaft und die Gute Nachricht von Jesus Christus wird öffentlich.

## Kapitel 10

# Wie durch ein Wunder eine Beziehung heil wurde

Lange habe ich gezögert. Es wäre möglich, dass dieses Kapitel missverstanden wird. Denn es betrifft mein Verhältnis zu einem bekannten Kollegen, und das ist brisant. Die entsprechende Person wird sich in meiner Beschreibung erkennen können. Und einige meiner älteren Kollegen werden sich noch an gewisse Ereignisse erinnern. Aber ich habe gerade durch diese teils notvolle Spannung viel über mich selbst gelernt. Und ich schreibe ja nicht aus Verbitterung oder gar einer Art Abrechnung heraus, denn es gab schließlich ein Happyend! Wie es dazu kam und warum ich von Herzen darüber froh bin, das soll dieses Kapitel beschreiben.

Wir wurden zur gleichen Zeit in ein übergemeindliches Gremium gewählt. Bis dahin war ich der Meinung, dass man doch mit jedem, der an Christus glaubt, zurechtkommen könne. Aber wir beide kamen mit ganz anderen Vorstellungen und biografischen Hintergründen in dieses Team. Vielleicht waren wir uns auch zu ähnlich. Zwei visionäre Pioniere vertragen sich nicht so leicht. Beide wollten wir unsere Ideen umsetzen. Doch ich muss zugeben, dass mein Kollege die profiliertere und erfolgreichere Persönlichkeit war. Das drängte mich in die Defensive. Vielleicht spielte unbewusst bei mir auch etwas Neid eine Rolle.

In bestimmten theologischen oder strategischen Ansichten kam es dann und wann zu unliebsamen Auseinandersetzungen, die von den anderen Gremiumsmitgliedern oft ziemlich hilflos mitverfolgt wurden. Zweimal suchten wir das persönliche Gespräch, aber der Graben vertiefte sich nur noch mehr. Schließlich verließ ich dieses Team ziemlich entmutigt. Es war für mich eine sehr frustrierende Erfahrung. Ich wollte doch Friedensstifter sein, wie

Jesus uns in der Bergpredigt dazu auffordert. Und nun hatte ich Gräben aufgerissen. Es schmerzte mich, mit einem Glaubensbruder nicht wirklich eins sein zu können. Jahrelang belastete uns beide diese unbefriedigende Situation.

Ganz unerwartet bekam ich eines Tages einen Anruf vom Leiter des oben erwähnten Gremiums: Ob ich bereit wäre, mit dem betreffenden Kollegen nochmals ein Gespräch zu führen. Er würde gerne mit mir über bestimmte Verletzungen sprechen. Ein paar Mal schluckte ich hart ... »Nein, nicht nochmals, es provoziert ja nur neue Konflikte«, antwortete ich gequält und etwas ungehalten. Nach einem längeren Gespräch willigte ich dennoch ein: »Wenn jemand die Hand ausstreckt, sollte man sie nicht zurückweisen«, hörte ich mich sagen.

Der Hörer fiel auf den Apparat. Ich seufzte: »Herr, wie soll das gehen? Ich will meiner Überzeugung um des lieben Friedens willen nicht untreu werden!« Verzweifelt kniete ich an meinem Bürostuhl nieder und bat Gott um Weisheit und Hilfe. Plötzlich war es, als legte Gottes Geist den Finger auf einen wunden Punkt: »Kurt, hat er nicht von Verletzungen gesprochen? Bist du sicher, dass du ihn im Eifer des Gefechts wirklich nie verletzt hast?«

»Äh – doch«, antwortete ich kleinlaut. Dann etwas überzeugter: »Herr, es ist wahr, manchmal bin ich ihm lieblos begegnet und habe da und dort negativ über ihn gesprochen. Es tut mir leid. Mir wird jetzt bewusst: Ich könnte hundertmal im Recht sein, aber die Lieblosigkeit versetzt mich tausendmal ins Unrecht! Sie ist die größte Sünde! Ja, ich will ihn um Vergebung bitten.«

Erleichtert erhob ich mich. Nun wusste ich, wie das Gespräch verlaufen sollte. Innerlich recht gelassen fuhr ich zu unserem Treffen. Ein dritter Mann war als eine Art Schiedsrichter dabei. Aber ich glaube, es hätte ihn gar nicht unbedingt gebraucht. Mein Teamkollege fing an, einige Ereignisse aus der Vergangenheit aufzuzählen, die ihn verletzt hatten. Ich konnte mich gut daran erinnern. Nach einiger Zeit unterbrach ich ihn: »Ja, du hast recht. Einige meiner Aussagen hast du vielleicht missverstanden. Aber dort, wo ich dir lieblos begegnet bin, tut es mir von Herzen leid. Ich war da im Unrecht.« Er schaute mich mit großen Augen an.



Diese Reaktion hatte er wahrscheinlich nicht erwartet. Aber sie war auch nur möglich, weil mich Gott darauf vorbereitet hatte. Ich reichte ihm die Hand und bat ihn aufrichtig um Verzeihung. Sofort war er dazu bereit.

Nun wollten wir es auch vor Gott in Ordnung bringen. Wir beteten. Jeder sagte dem Herrn, was er auf dem Herzen hatte. Danach wussten wir, dass die Sache auch vor Gott geklärt war und wir sie nie mehr erwähnen mussten. Glücklich gingen wir auseinander. Der erste Schritt war getan! Theologisch und sachlich blieben natürlich noch einige Differenzen. Aber unsere Beziehung hatte sich entspannt. Und wenn wir später wieder einmal einen Disput hatten, verlief er sachlicher und respektvoller.

Jahre nach dieser Begegnung trafen wir uns auf einer Konferenz. Als wir uns begegneten, sagte er: »Du, wenn ich nochmals von vorne anfangen könnte, würde ich einiges anders machen. Ich habe auch dir viel Mühe bereitet mit meiner Art. Auf schmerzhaft Weise erlebe ich nun selbst, was es heißt, mit einem autoritären Menschen zusammenarbeiten zu müssen.« Es war eine ergreifende Szene, als wir uns das erste Mal in unserem Leben umarmten. Eine unsichtbare Wand brach zusammen. Die Liebe Gottes berührte unsere Herzen spürbar. Die Last fiel endgültig von uns ab.

Wenn wir uns heute ab und zu begegnen, sagt er meist: »Es ist einfach schön, dich zu sehen.« Und ich kann nur von Herzen dasselbe sagen. Für mich ist es ein riesiges Wunder, dass eine solch konfliktgeladene Beziehung heil werden durfte. Aber zugleich staune ich über die Geduld Gottes: Er gab uns beiden die nötige Zeit, unseren Veränderungsprozess zu durchleben. Das macht mir Mut, Menschen mit Ecken und Kanten die gleiche Chance zu geben.

Ich habe meinen Kollegen angefragt, ob er mit diesem Text einverstanden sei und ob ich ihn so veröffentlichen dürfe. Im Anschluss steht seine Antwort, die mich sehr gefreut hat.

*Lieber Kurt,*

*ich habe das Kapitel aus deinem Buch »Wie durch ein Wunder eine Beziehung heil wurde« durchgelesen.*

*Ich finde deine Ausführungen sauber und gut abgefasst. Sie sind in keiner Weise verletzend. Du kannst sie durchaus so veröffentlichen.*

*Lieber Kurt, ich schätze dich sehr, da ich durch die Beziehung zu dir ganz wesentliche Dinge in meinem Leben lernen durfte. Jesus segne dich weiter.*

## Kapitel 11

# Die Bibel im Supermarkt

Das hatte es noch nie gegeben: Die Bibel zwischen Gemüse, Teigwaren und Unterwäsche. Die Werbeagentur Kirchhofer (Basel West) hatte die Idee: Wenn die Menschen nicht mehr in die Kirche kommen, muss die Kirche zu den Menschen gehen, so der Grundtenor. Das Werbebüro entwickelte ein umfassendes Werbekonzept. Eine modern gestaltete Bibel sollte in einem speziell angefertigten Regal gut sichtbar im Migrosladen\* zum Verkauf angeboten werden. Pfiffige Plakate, Inserate und andere Werbeträger würden die Aktion begleiten und unterstützen. Auch Kirchen und Freikirchen hatten die Möglichkeit, sich an der Aktion zu beteiligen, indem sie kreativ auf die Bibel aufmerksam machten.

Aus verschiedenen christlichen Organisationen hatte sich ein Aktionskomitee gebildet. Es bestand aus der Werbeagentur Basel West, CFA (Christus Für Alle – eine Schriftenmission), der Schweizerischen Bibelgesellschaft, dem Schweizerischen Bibellesebund, zwei Geschäftsleuten und mir als Theologe. Man bat mich sogar, die Gesamtleitung zu übernehmen. Da mich das Projekt total begeisterte, willigte ich ein. Unsere Gemeinde stellte mich zu zwanzig Prozent frei, CFA übernahm die Kosten. Lange hatten wir eine erfreulich gute Zusammenarbeit. Die Sitzungen verliefen konstruktiv, auch wenn die Meinungen manchmal auseinander gingen. Aber grundsätzlich fanden wir uns immer wieder.

Es erstaunte mich, wie kooperativ sich der Nonfood-Chef des Großhändlers verhielt. Er stand uns mit seiner Erfahrung beratend zur Seite und stellte uns sogar einen zinslosen Kredit zur

---

\* Große Supermarktkette in der Schweiz mit Lebensmittelläden und eigenständigen Fachmärkten im Nonfood-Bereich (Bücher, Bauhandel etc.)

Verfügung, damit wir die Bibeln überhaupt drucken konnten. Manchmal forderte er uns aber auch massiv heraus: Wir hatten ihm vorgeschlagen, die Gute Nachricht Bibel (Übersetzung aus dem griechischen Grundtext in modernes Deutsch) zu verkaufen. Er schaute sie stirnrunzelnd an. Entsetzt wies er sie mit den Worten zurück: »Das ist ja eine Bleiwüste. Das können wir den Konsumenten nicht zumuten! Sie müssen eine farbig bebilderte Bibel mit erklärenden Randbemerkungen bringen. Sie sollte wie ein Reiseführer aussehen.«

Verlegen standen wir da. Woher eine solche Bibel nehmen? Außerdem würde dadurch ein schwerfälliges Riesebuch entstehen. Man hätte sie niemals für zehn Franken pro Stück verkaufen können, wie es geplant gewesen war. Aber wir versprachen, darüber nachzudenken. Ratlos verließen wir die Chefetage der Migroszentrale in Zürich.

Ein paar Tage später meldete uns der Leiter der Bibelgesellschaft, er wäre auf eine interessante Sache gestossen: In Frankreich habe er einen Mann entdeckt, der an einer illustrierten Bibel mit Randbemerkungen arbeitete! Er wäre bereit, mit uns zu kooperieren. Allerdings handelte es sich nur um das Neue Testament.

Das war eine gute Nachricht. Wir entschieden uns, der Migros vorzuschlagen, nur das Neue Testament zu verkaufen. Der Chef willigte ein. Also ging die Werbeagentur an die Arbeit, um einen Umschlagentwurf vorzubereiten. Das Ergebnis zeigten wir der Migros. Wieder fanden wir keine Gnade. »Das könnt ihr nicht bringen. Viel zu bieder und fromm!« Also wieder an die Arbeit. Kirchhofer brachte eine neue Coverversion. Diesmal klar, schlicht, modern, einfarbig. Am Rand stand in großen Lettern: DAS NEUE. Das gefiel allen.

Doch wie sollte die Werbekampagne genau aussehen? Nochmals war das Team von Kirchhofer gefordert. Sie legten der Projektgruppe einen recht gewagten Entwurf vor. Doch leider Fehlanzeige! Nach längerer Diskussion schlichen wir ohne Ergebnis davon. Wieder waren neue Ideen gefragt. Sicher, die Sache war ziemlich nervig. Aber ich war gar nicht so unglücklich. Es konnte

nur besser werden. Und es wurde besser! Schließlich konnten wir mit neuen Vorschlägen auch den kritischen Herrn Direktor überzeugen.

Nun war ich nicht mehr nur zu zwanzig, sondern zu hundert Prozent vom Gemeindedienst freigestellt. Natürlich nicht nur für das Bibelprojekt allein, sondern auch für das Präsidium der Schweizerischen Evangelischen Allianz und für Beziehungsaufgaben. Wie ich schon berichtet habe, konnte ich so einen Doppelauftrag erfüllen: Für die SEA besuchte ich die Vorstände der Allianzsektionen in der Schweiz, um neue Kontakte aufzubauen. Zugleich erzählte ich ihnen vom außergewöhnlichen Bibelprojekt. Ich animierte sie, doch parallel gute Aktionen vor Ort durchzuführen. Überall, wo ich davon sprach, sah ich leuchtende Augen. Eine beglückende Erfahrung für mich.

Alles lief nun wie geschmiert: Die Bibel war in Vorbereitung, die Werbung stand, die Druckerei hatte bereits das Papier eingekauft und die Maschinen für den Drucktermin reserviert. Auch die Presse reagierte überraschend positiv. »Endlich treten die Kirchen mit einem professionellen und originellen Projekt an die Öffentlichkeit.«

Doch eines Tages las ich in der Zeitung: »Migrosdirektor Hasen ab sofort suspendiert!« Ich dachte, mich tritt ein Pferd. Das war ja unser Chef, der das Bibelprojekt verantwortete! Innerhalb einer Woche verschwand er tatsächlich von der Bildfläche und wir sahen ihn nie mehr. Die wahren Gründe haben wir bis heute nicht erfahren. Eine Frau wurde als Direktorin eingesetzt. Vielleicht würde sie mit uns weiterarbeiten und unsere Sache auch gerne unterstützen.

Aber weit gefehlt. Sie teilte uns mit, sie sei nicht gewillt, Altlasten vom Vorgänger zu übernehmen. Und überhaupt hätte sie mal mit Kochbüchern einen Riesenflop erlebt und Tausende von Exemplaren einstampfen müssen. Nein, nein, nicht nochmals! Wir versuchten, ihr klarzumachen, was alles auf dem Spiel stand. Ich versprach ihr, dass die Christen begeistert mithelfen würden und bestimmt viele Bibeln kaufen und weiterverschenken würden. Doch ich biss auf Granit.

Bei einem Interview sagte mir ein Journalist nebenbei: »Die Frau Direktorin hat übrigens bereits beschlossen, das Projekt an *ex libris* (Büchergeschäfte der Migros) weiterzugeben. Dort gehören die Bibeln ja auch hin.« Diese Bemerkung bestätigte sich ein paar Tage später tatsächlich. Wir waren entsetzt. »So ist doch unser ganzes Projekt nichts mehr wert. Der eigentliche Effekt ist dahin! Die Bibel soll ja gerade zwischen Lebensmitteln und anderen Produkten für den Alltag liegen!« Es traf mich zutiefst. Ich kam mir vor wie ein Schwindler, der den Gemeinden großartige Versprechen gemacht hatte. Nun hing alles in der Luft oder fiel gar ins Wasser. Verschiedene Leiter und Pastoren riefen an, ob das Projekt denn überhaupt noch zustande käme, sonst würden sie die Vorbereitungen fallen lassen. Ich wusste es doch auch nicht! Es war eine deprimierende Zeit für mich.

Die Sache wurde zudem von der Boulevardzeitung BLICK aufgegriffen. Sie brachte einen bitterbösen Artikel. Hier ein Ausschnitt:

### ***Bibelstreit bei der Migros***

*200 000 Bibeln will die Migros an Ostern verkaufen. Doch jetzt stellt sich heraus: Fundamentalistische Freikirchen haben dem orangen Riesen ein faules Ei ins Osternest gelegt.*

*Hinter dem Projekt, das sich »Bibel 2000« nennt, steht die Schweizerische Bibelgesellschaft und der Bibellesebund. Aktiv dabei sind aber auch evangelikale bis fundamentalistische Vereinigungen wie »Christus für alle«, die Pfingstmission oder die Chrischona-Gemeinde.*

*Kirchenexperte Michael Meier: »Alles Gruppierungen, die eine rigide Sexualmoral vertreten, teilweise Judenmission (Bekehrung von Juden zu Christen) betreiben und mit Endzeitprophезеиungen Ängste schüren.« (...)*

*Sauer ist auch die Migros. Sie muss jetzt die Suppe auslöffeln, die ihr der Ende September geschasste Hermann Hasen, Marketingchef Nonfood, eingebrockt hat. Er war es, der durch Kontakte zu religiösen Kreisen das Bibelprojekt in die Migros hineingetragen hatte. **Maja Amrein, Pressesprecherin der Migros:** »... für uns ist aber jetzt schon klar, dass ein Verkauf der Bibel über den Supermarkt nicht in Frage kommt.« (Hervorhebung durch den Autor)*

Ein zweiter Artikel folgte in einer der nächsten Ausgaben. Die Schlagzeile und die Einleitung lauteten: »*Migros: Bibel-Bammel: Verflucht sei der Tag, an dem sich die Migros entschieden hat, die Bibel in ihr Sortiment aufzunehmen ...*«

In unserer nächsten Teamsitzung hörten wir, dass die Bibelgesellschaft einen Anwalt eingeschaltet hatte. Die Migros war überaus verärgert, denn einen Prozess mit öffentlichem Aufsehen wollten sie sich auf keinen Fall leisten. Das gegenseitige Vertrauen war empfindlich gestört.

Auch in unserem Team baute sich eine gereizte Stimmung auf. Die Einheit, in der wir doch über lange Zeit zusammengearbeitet hatten, drohte zu zerbrechen. So schrie ich zum Herrn, er möge doch eingreifen und die Sache zu einem guten Ende führen.

Zwei bedeutende Ereignisse brachten schließlich eine Wende. Der damalige Präsident des Migros-Genossenschafts-Bundes schaltete sich in unsere Gespräche ein. Der Leiter der Bibelgesellschaft, die Direktorin und ich waren bei ihm zu einem Gespräch eingeladen. Innerlich betete ich um die richtigen Worte. Anfangs kamen die schon bekannten Argumente zur Sprache. Das brachte uns nicht weiter. Die Direktorin schlug vor, doch vorerst nur zwanzigtausend Stück zu drucken, um in einer großen Filiale einen Probelauf durchzuführen. Dies war keine schlechte Idee, aber ließ sich leider drucktechnisch gar nicht machen, wie der Leiter der Bibelgesellschaft zu bedenken gab.

Mir brannte eine andere Frage auf dem Herzen: »Kann DAS NEUE nun tatsächlich in den Lebensmittelläden der Migros verkauft werden oder wird es in die Buchläden *ex libris* abgeschoben?« Beim Gespräch merkte ich, dass der oberste Chef unserem Projekt nicht negativ gegenüberstand. Da fasste ich Mut und fragte ihn: »Es ist da die Frage aufgetaucht, ob die Bibel überhaupt in den normalen Einkaufszentren aufgelegt werden kann. Wie beurteilen Sie das?« Er schaute mich ziemlich überrascht an und sagte wohlwollend: »Nein, da sehe ich überhaupt keine Probleme. Das können wir so machen.«

Die Direktorin blieb ganz still. Sie schien es zu akzeptieren. Innerlich jubelte ich. Das war ein entscheidender Schritt in die

richtige Richtung! Für mich eine riesige Ermutigung. Nun konnte ich den Gemeinden wieder klare Auskunft geben.

Ein zweites Ereignis brachte die definitive Wende. Die Druckerei, die schon das ganze Papier bestellt und die Maschinen reserviert hatte, drohte der Migros mit einem Prozess, falls sie einen Rückzieher machen sollte. Zähneknirschend gab man beim mächtigen Großhändler nach. Unser Unternehmen »Bibel« war also gerettet, Gott sei Dank!

Zum Triumphieren blieb nicht viel Zeit. Bald kam vom Anwalt der Migros ein scharf abgefasstes Schreiben. Darin wurde uns unter Androhung von Strafe verboten, irgendwelche Werbung für diese Aktion zu machen, auf der der Name Migros erschien. Ursprünglich war es aber völlig anders abgesprochen worden. Darum hatten wir die Plakatwände auch schon reservieren lassen.

Nun war guter Rat teuer. Da hatte jemand die rettende Idee: »Wir führen unsere Plakataktion durch. Vor allem an Bahnhöfen mit großen Werbeflächen. Die Bilder und Texte sollen erscheinen wie geplant. Da wir die Migros nicht erwähnen dürfen, drehen wir es so: Den Slogans entsprechend drucken wir einen Vers aus dem Neuen Testament ab. Darunter schreiben wir als Quellenangabe DAS NEUE. Und am Rande des Plakats verweisen wir auf unsere Homepage. Dort wird dann natürlich auch die Verkaufsstelle erwähnt.«

So haben wir es dann auch gemacht. Bei den meisten Leuten kamen die Werbebotschaften gut an. Es entstanden bei Christen und Nichtchristen viele gute Gespräche. Und unsere Werbeagentur wurde sogar für ihre Kampagne von einer Werbezeitschrift besonders ausgezeichnet!

Schließlich gab es zuletzt doch noch Grund zum Schmunzeln. Die Direktorin ließ sich nämlich in ihrer Skepsis sogar auf eine Wette ein: »Wenn wir zwanzigtausend Exemplare verkauft haben, schenke ich Ihnen DAS NEUE in Leder gebunden«.

»Top, die Wette gilt! Ich garantiere Ihnen einen großen Erfolg«, gab ich lachend zurück.

In kürzester Zeit gingen die zwanzigtausend Stück über den



Ladentisch. Bald darauf schenkte sie mir eine sehr schön in Leder gebundene Bibel! Ich habe ihr von Herzen dafür gedankt.

Vor Ostern und Weihnachten 2000 wurden insgesamt um die 140 000 Exemplare verkauft. Es hätten wesentlich mehr sein können, wenn die Werbeaktion planmäßig gelaufen wäre. Aber auch so war es eine stattliche Anzahl und ein toller Erfolg. Der Rest der 200 000 Bibeln wurde teilweise günstig zurückgekauft. Sie fanden an verschiedenen Stellen dankbare Abnahme. Zutiefst erleichtert und um viele Erfahrungen reicher konnte ich schließlich ziemlich erschöpft das Kapitel DAS NEUE abschließen.

## Kapitel 12

# Eine geglückte Zangengeburt – der erste nationale Gebetstag

Ueli Haldemann und Walter Bernhard, zwei geistliche Leiter, denen das Anliegen des Gebets und der geistlichen Erneuerung unseres Landes am Herzen liegt, kamen ganz erfüllt und bewegt aus Uganda zurück. Dort hatten sie erlebt, was aufrichtiges und anhaltendes Gebet vermag. Es waren tiefe Veränderungen in den christlichen Gemeinden entstanden, aber auch im gesellschaftlichen Bereich. Darum war in ihnen der Wunsch gereift, auch in der Schweiz eine Gebetsbewegung auszulösen. Ein nationaler Gebetstag am 1. August – dem Nationalfeiertag der Schweiz – wäre ein guter Anlass für eine Initialzündung, so dachten sie. Also beriefen sie viele verantwortliche Leiter aus christlichen Werken, aus Gemeindeverbänden und aus der SEA zu einem Treffen zusammen. Ich war als Präsident der SEA ebenfalls dazu eingeladen. In ein- einhalb Tagen wollten wir Klarheit gewinnen, ob ein solcher Tag sinnvoll wäre und auch dem Willen Gottes entsprach. Insgesamt saßen etwa achtzehn Leute zusammen.

Der Nachmittag begann mit einem begeisterten Bericht der beiden Ugandabesucher. Aber der Funke sprang ganz und gar nicht auf die Anwesenden über. Massive Vorwürfe wurden laut: »Die Vorbereitungszeit ist zu kurz, ein solcher Anlass würde mit anderen geplanten Events konkurrieren, die Leute würden am nationalen Feiertag doch lieber zu Hause feiern. Und eine große Summe Geld wäre natürlich auch nötig.«

Es schien, als wären die meisten nur gekommen, um diesen Gebetstag zu verhindern. Nebenbei kamen die SEA und andere Leiter auch noch unter Beschuss. Es herrschte schrecklich dicke

Luft. Innerlich ärgerte ich mich: »Dafür bin ich nicht hierher gekommen. Ich reise ab!«

Zum Glück hat Gott besondere Methoden, um uns zur Vernunft zu bringen. Ich musste nämlich auf die Toilette. Und in diesem stillen Moment redete er innerlich mit mir: »Kurt, merkst du nicht, wer dieses Chaos angerichtet hat? Wer dich in deinem Ärger nach Hause jagen will? Wer diesen wichtigen Gebetstag unbedingt verhindern möchte?«

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen: »Ja, genau, Herr. Es ist der Diabolos, der Durcheinanderbringer, der Teufel!« Ich griff zur geistlichen Waffe: »Im Namen Jesu gebiete ich dir, Satan, dass du verschwindest, und zwar dorthin, wo Jesus dich hinschickt. Du hast keine Macht über mich und meine Freunde! Gottes Wille soll durchkommen und nicht unsere kleinlichen Argumente!«

Mit ganz neuer Perspektive kehrte ich zu den anderen zurück. Das Abendessen wurde serviert, aber ich wollte im Stillen lieber beten und fasten, bis der Durchbruch geschafft war. Großen Appetit hatte ich sowieso nicht.

Am frühen Abend trafen wir wieder zur Beratung zusammen. Die beiden Initiatoren erklärten: »Es geht nicht darum, was *wir* wollen, sondern ob Gott diesen Tag will. Wir werden jetzt stille vor Gott. Er soll zu uns reden.« Eine längere Zeit der Stille und des persönlichen Gebets folgte.

Nun geschah etwas Seltsames. Ein Leiter, der vorher große, nicht ganz unberechtigte Bedenken geäußert hatte, sagte: »Wenn schon ein nationaler Gebetstag, dann in der Stadt Biel. Dort findet im nächsten Jahr die EXPO 02 statt, unsere große Landesausstellung. Wir könnten schon dieses Jahr dort beten und ein geistliches Zeichen setzen.« Ein wohlwollendes Raunen ging durch unseren Kreis. Einer nach dem anderen stimmte dieser guten Idee zu. Nach kürzester Zeit waren wir uns völlig einig, dass dies Gottes Absicht und eine wunderbare Sache war. Ich freute mich riesig!

Aber plötzlich hatte ich doch noch Bedenken. »Hört mal«, sagte ich, »wir müssen unbedingt die Einwilligung der Bieler Allianz haben. Erstens können wir sie nicht einfach überfahren, zweitens

brauchen wir ihre Mithilfe und drittens wissen wir ja nicht, ob sie nicht schon selber eine große Veranstaltung geplant haben.«

»Ja, natürlich!«, stimmten alle zu. Mindestens den Allianzpräsidenten von Biel sollten wir jetzt erreichen können. Seine Reaktion würde uns immerhin einen gewissen Anhaltspunkt bieten. Da ich ihn gut kannte und wusste, dass er ein Mann mit einem großen Herzen für Gott und die Menschen war, rief ich ihn gerne an.

Seine Frau meldete sich am Telefon. Er war leider nicht zu Hause. »Aber es ist dringend«, bettelte ich.

»Ja, ich weiß, wo er ist. Ich gebe Ihnen die Nummer, dort können Sie ihn erreichen«, erwiderte sie. Es klappte! Er war natürlich überrascht, dass ich ihn gefunden hatte und ihm erst noch ein so großes Anliegen vortrug. Doch dann staunte ich. Er sagte fast ohne zu zögern: »Ihr seid mit dieser Veranstaltung bei uns herzlich willkommen! Wir beten schon lange um eine solche Gelegenheit und nun ist sie da. Ich bin sicher, dass alle in unserem Vorstand auch so denken. Ihr könnt mit unserer vollen Mitarbeit rechnen.«

Das war für mich und uns alle die absolute Bestätigung, dass wir auf dem richtigen Kurs waren. Am nächsten Tag fingen wir fröhlich an zu planen und es lief wie geölt. Eine freudige Begeisterung erfasste uns alle. Einer der Leiter, der vorher ziemlich ausfallend geworden war, entschuldigte sich. Das hat die schlechte Luft endgültig gereinigt. Das »Kind« nationaler Gebetstag war also gezeugt worden!

Doch nun ging es mir fast wie Maria: Josef wollte sie verlassen, weil er annehmen musste, dass sie ihn betrogen hatte. Als ich nämlich die freudige Nachricht meinem Vorstand der Schweizerischen Evangelischen Allianz überbrachte, waren die meisten überhaupt nicht erfreut. Es hagelte Vorwürfe: »Wie kannst du nur über uns hinweg solche Entscheidungen unterstützen. Das wird bestimmt ein Riesenflop. Die Besucher werden am 1. August nicht nach Biel kommen und das Geld bleibt dann auch aus. Wir haben schon genug Schulden!«

Für ihre Aufregung hatte ich ein gewisses Verständnis, denn sie hatten den ganzen Entscheidungsprozess ja nicht miterlebt. Lei-

der konnte unser Zentralsekretär aus gesundheitlichen Gründen damals nicht dabei sein. Aber es bedrückte mich, dass sie meinem Bericht über die erstaunliche Entwicklung nicht glaubten. Ich hatte das Gefühl, dass man mir nicht mehr vertraute. Vor allem befiel mich die Angst, die SEA könnte den Willen Gottes verpassen und dadurch auch seinen Segen verlieren. Doch weil ich Gottes Führung so deutlich erlebt hatte, lag trotz allem ein tiefer Friede in meinem Herzen.

Dann antwortete ich ihnen: »Ein Stück weit kann ich eure Reaktionen verstehen, obwohl es mich traurig stimmt. Aber ich kann keinen Schritt hinter das zurückgehen, was ich erlebt habe. Ich würde Gott, mir selbst und den Teilnehmern des vorher beschriebenen Treffens untreu werden. Natürlich kann auch ich nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, dass der Gebetstag zum Erfolg wird. Die Zeit wird es zeigen. Ich habe trotzdem einen großen Wunsch: Wir haben zwar eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit, die wir nicht übergehen wollen. Die gegenseitige Achtung und Liebe soll aber nie und nimmer zerstört werden. Wir wollen weiter respektvoll miteinander umgehen.«

Daran haben sich fairerweise alle gehalten. Dies hat uns vor energieraubenden Streitereien und Trennungen bewahrt.

Am 1. August 2001 also nahte die Stunde der Wahrheit. Die Vorbereitungen verliefen gut und harmonisch. Mit den Bieler Freunden war es eine Freude zusammenzuarbeiten. Am Tag selbst prallte die Sonne mit 33 Grad auf den offenen Platz, auf dem die Betenden sich versammeln sollten. Ob sie trotzdem kommen würden?

Je näher die Zeit des Beginns rückte, desto mehr füllte sich der große Platz. Schließlich waren es etwa 8 000 Leute! Christen aus allen Sprachregionen der Schweiz waren angereist. Es herrschte eine freudige, erwartungsvolle Stimmung. Wir beteten mal in kleinen Gruppen, mal alleine. Dann wurden auch von der Bühne aus nationale Anliegen vor Gott gebracht oder frische Lieder gesungen. Wir waren glücklich!

Über Mittag durften zweihundert Leute unter Polizeigeleit auf die im Bau befindlichen Anlage der EXPO 02 gehen. Dort beteten

wir für die Ausstellung und deren Verantwortliche, aber auch dafür, dass Gottes Liebe und sein Wille in unserem Land wieder stärkere Beachtung finden würden.

Tief erfüllt mit Freude und Dank kehrten wir in die Ostschweiz zurück. Die Finanzen stimmten nicht nur, wir hatten sogar einen massiven Überschuss! Bei der Schlussitzung konnten wir größere Summen an bestimmte Werke verteilen. Ich freute mich natürlich riesig, dass die SEA auch 10 000 Franken als Geschenk bekam. Gott hatte unseren Gehorsam und Glauben mehr als bestätigt!

Im SEA-Vorstand hatten wir danach gute, verarbeitende Gespräche. Ein damals besonders kritischer Kollege kam zu mir nach Hause, um sich bei mir zu entschuldigen. Das wirkte wie heilender Balsam. Wir sind bis heute brüderlich verbunden. Bei späteren Gebetstagen hat die SEA mit Begeisterung eingeladen und mitgearbeitet! Das Kind wurde somit nicht nur geboren, sondern hat sich auch erfreulich entwickelt. Ich habe dabei aber auch gelernt, dass Gott mit uns und unserer begrenzten Erkenntnis sehr geduldig ist.

## Kapitel 13

# Ein erwartetes Wunder trifft nicht ein

Schon länger beschäftigte ich mich mit einem bestimmten Thema. In der Bibel wird eine sogenannte Gnadengabe erwähnt, die nicht zu erklären ist. In der altgriechischen Sprache, in der das Neue Testament geschrieben wurde, wird sie »Glossolalie« genannt. Wörtlich heißt das: Zungenreden. Nun, wir alle reden doch mit der Zunge. Aber beim biblischen Begriff ist ein übernatürliches Phänomen gemeint. Der Apostel Paulus sagt es so: Wer in Zungen redet oder betet, versteht nicht, was er sagt. Der Geist Gottes betet durch ihn in einer nicht verständlichen Sprache. In der Christengemeinde in Korinth war diese Begabung offensichtlich reichlich vorhanden. Der Apostel musste daher vor einigen Missverständnissen oder gar Missbräuchen warnen. Aber die Gabe an sich hat er nie abgewertet, sondern nur zum rechten Gebrauch ermutigt. Er nennt sogar sich selbst als Beispiel: *Ich danke Gott, dass ich mehr in Zungen rede als ihr alle* (1. Korinther 14,18).

In der weiteren Geschichte der Kirche ist dieses Charisma fast ganz verloren gegangen. Erst um 1900 wurde es in Amerika wieder neu entdeckt. Von dort kamen Christen mit dieser Gabe nach Europa. In Deutschland, wo zu diesem Zeitpunkt eine Erneuerung des geistlichen Lebens sehnlichst erbeten wurde, fand das Phänomen einen vorbereiteten Nährboden. Endlich schienen die vielen Gebete erhört zu werden.

Das erwähnte Charisma spielte dabei offensichtlich eine erhebliche Rolle. Aber es entwickelten sich wohl ungesunde Übertreibungen. Man wusste oft nicht mehr, ob es wirklich eine Gottesgabe, nur ein gekünsteltes Getue oder sogar von »unten« war. Es entstanden dadurch tragische Spaltungen unter den Christen.

Noch mehr: Für viele war klar, dass das Charisma der Glossolalie nur Verwirrung brachte und daher zu meiden sei. So ist es leider in vielen Fällen bis heute geblieben.

Doch mir ließ diese Frage keine Ruhe: Warum hatten bestimmte Christen diese Gabe, wie sie beteuerten, und andere behaupteten, es gäbe sie gar nicht mehr? Wenn doch die Bibel positiv davon redete, warum blendeten dann viele ehrliche Christen dieses Thema aus? Konnte es für mich als Pastor nicht eine starke geistliche Hilfe sein?

All das beschäftigte mich vor einigen Jahren während einer dreiwöchigen Fastenzeit. Schließlich wollte ich mich von allen Bedenken und Vorurteilen ganz befreien und bat Gott von Herzen um dieses Charisma. Ich wollte es aber auch nicht erzwingen, denn ich wusste, dass der Herr nicht allen Gläubigen dieselbe Gabe schenkt. Es war mir zudem bewusst, dass ich ihn mit Fasten und Beten nicht unter Druck setzen konnte. Damit wollte ich lediglich meine Ernsthaftigkeit ausdrücken. Also hoffte ich in gespannter Erwartung auf die Dinge, die da kommen sollten.

Die drei bereichernden Fastenwochen neigten sich dem Ende entgegen. Bereichernd, weil ich sie sehr positiv und ermutigend erlebte. Meine Frau und ich lernten dadurch loszulassen und uns auf wesentliche Dinge zu konzentrieren. Auf das Essen zu verzichten war gar nicht so schwer, wie wir uns das vorgestellt hatten. Allerdings tranken wir vitaminreiche Fruchtsäfte und abends eine fettarme Trinksuppe.

Doch in Sachen Glossolalie war immer noch nichts geschehen. An einem strahlenden Frühlingmorgen stand ich deshalb sehr früh auf und wanderte auf eine Anhöhe. Oben angekommen genoss ich die aufgehende Sonne und die herrliche Weitsicht. Aber im Herzen war ich unruhig: »Herr«, fragte ich, »wenn ich die erbetene Gabe nicht bekomme, dann gib mir wenigstens eine klare Antwort. Ich will nicht einfach achselzuckend zur Tagesordnung übergehen.«

In die Stille hinein schien eine Stimme deutlich, ja fast hörbar



zu sagen: »Kurt, lass dir an meiner Gnade genügen!« (So wie bei einem Erlebnis des Apostels Paulus in 2. Korinther 12,9. Bei ihm ging es um die Frage, warum ihn Gott nicht von einem belastenden Leiden befreie. Er bekam dieselbe Antwort.) Es war keine Einbildung oder eine bloße Erinnerung an die oben genannte Bibelstelle. Nein, Gott gab auch mir ganz persönlich eine unmissverständliche Antwort, die mir vollauf genügte. Befreit und zufrieden machte ich mich auf den Heimweg.

Heute kann ich mich von Herzen freuen, wenn jemand diese spezielle Gabe wirklich besitzt. Ich kenne einige Christen, die diese Gabe empfangen haben. Wir sind durch Christus herzlich miteinander verbunden und setzen uns deswegen nicht gegenseitig unter Druck. Für mich aber reicht Gottes klare Antwort heute völlig aus. Ich weiß nicht, was Gott noch mit mir vor hat, aber ich bin froh, dieser Frage einmal gründlich und ohne Vorbehalte nachgegangen zu sein.

## Kapitel 14

# Was hat ein Burn-out schon mit einem Wunder zu tun?

Ein halbes Jahr vor meiner Pensionierung geschah etwas Eigenartiges. Am Morgen beschlich mich plötzlich eine unerklärliche Übelkeit. Meine Frau fragte mich, ob ich einen Kaffee wollte, um meinen Kreislauf wieder auf Touren zu bringen. Als sie mit der Tasse zurückkam, fragte ich sie verwundert, wieso sie mir einen Kaffee bringe.

»Du hast doch Ja gesagt, als ich dich fragte. Erinnerst du dich nicht mehr?«

»Nein, keine Ahnung«, antwortete ich.

»Aber du erinnerst dich doch, dass gestern unser ältester Sohn mit seiner Frau bei uns war, um die Kinder wieder abzuholen? Sie waren ein paar Tage hier.«

»Nein, ich erinnere mich nicht«, sagte ich verwirrt.

Jetzt wusste meine Frau, dass bei mir etwas nicht stimmte. Sie rief den Hausarzt an, der auch bald erschien. Die Begrüßung habe ich noch mitbekommen, aber ich konnte mich später nicht mehr daran erinnern, dass ich aufstehen sollte, damit festgestellt werden konnte, ob eine Lähmung da war. Um sicherzugehen, dass keine Hirnblutung vorhanden war, wollte der Arzt mich noch zu einer Computertomographie anmelden. Ansonsten beruhigte er meine Frau und meinte, dass es wohl nur eine Amnestische Episode (vorübergehender Gedächtnisverlust) gewesen sei. Sie müsse sich aber eventuell auf einige schwierige Tage gefasst machen und viel Geduld haben.

Esther, meine Frau, telefonierte mit unseren fünf Kindern und bat sie, doch für mich zu beten. Gegen Mittag schien es mir, als ob

eine Folie vor meinen Augen weggezogen würde. »Seltsam«, dachte ich, »es war doch erst sieben Uhr morgens und jetzt ist es schon fast zwölf?« Ich war gedanklich wieder voll präsent, aber eben mit einer Gedächtnislücke von einigen Stunden. Auch insgesamt hatten meine Kräfte nachgelassen.

Der Arzt schrieb mich ein paar Wochen krank. Doch schon bald zog es mich wieder zu meinen Aufgaben. Auch der Druck, etwas für meinen Lohn leisten zu müssen, spielte mit. So konnte ich mich natürlich nicht erholen.

Im Januar, kurz vor meinem 65. Geburtstag, arbeitete ich noch bei einer anstrengenden Konferenz begeistert mit. Am dritten Tag hätte ich die Tagesleitung übernehmen sollen, aber es war mir kräftemäßig nicht mehr möglich. In der Nacht plagten mich Durchfall und leichtes Fieber. Zu Hause erholte ich mich wieder etwas.

Eine Woche später ging es mit unserer Tochter und den zwei Enkelkindern in die Skiferien. Ich freute mich darauf. Aber schon die Packerei und die Fahrt ins Engadin strengten mich mehr an, als ich gedacht hätte. Gleich nach dem Frühstück fühlte ich mich schon wieder recht erschöpft und musste mich zum Langlaufen zwingen. Am letzten Ferientag bekam ich Kopfschmerzen. In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Angstzustände und Schüttelfrost befielen mich. Meine Frau betete mit mir, bis ich wieder ruhig wurde. Zum Glück fuhr uns unsere Tochter am nächsten Tag nach Hause.

Natürlich ging ich wieder zu meinem Hausarzt, einem befreundeten Christen. Ernst erklärte er mir: »Du hast eine ausgewachsene Erschöpfungsdepression!« Ich konnte das kaum glauben. Eine Depression? Noch vor kurzem hatte ich fröhlich und begeistert an einer Glaubenskonzert teilgenommen! Mit meinem Glauben an Gott hatte mein Zustand aber nichts zu tun. Ich war einfach körperlich und nervlich ausgelaugt. Natürlich gab es dann auch Stunden und Tage innerer Niedergeschlagenheit.

Er empfahl mir ein sehr gutes Antidepressivum, das wenige Nebenwirkungen zeigte und nicht abhängig machte. Ich könne es jederzeit ohne Probleme absetzen, müsste aber bedenken, dass es

erst in etwa sechs Wochen wirksam werden würde. Dann aber bekäme ich wieder Boden unter die Füße.

Etwas frustriert knurrte ich: »Muss ich jetzt tatsächlich auch noch Psychopharmaka schlucken?«

»Ja«, meinte er, »für einen Pastor ist es gar nicht so schlecht, wenn er auch mal so was schlucken muss.« Hart aber wahr!

Es war wirklich eine mühsame Zeit. Ich konnte nicht lesen, nicht am PC arbeiten, nicht einmal richtig beten – schlicht alles strengte mich zu sehr an. Fast immer spürte ich einen unbestimmten Druck im Kopf. Körperliche Symptome, mal da, mal dort. Alle Sitzungen, Ämter, Predigdienste und Besuche musste ich absagen. Meine Frau wollte mich manchmal zu irgendetwas ermutigen. Aber was sie gut meinte, empfand ich schon als Druck und Überforderung. Angst kroch manchmal unkontrollierbar wie eine drohende Schlange heran und wollte mich würgen. Oft stieg in mir die bange Frage hoch, ob es mit dem Alter wohl noch schlimmer werden könnte. Das würde ich auf die Dauer nicht aushalten. Nun verstand ich etwas besser, dass Menschen in ihrer Not an Sterbehilfe denken. Zudem stellte sich mir die Frage meiner Identität: »Wer bin ich überhaupt noch? Wozu bin ich noch zu gebrauchen? Worin besteht mein Wert?«

Was mir etwas Erleichterung verschaffte, waren ruhige Instrumentalstücke und Anbetungslieder. Auf dem Liegestuhl ließ ich mich mit der Musik berieseln. Hie und da summite ich innerlich ein Lied mit. Worte und Musik streichelten meine Seele oft spürbar. Auch langsame Spaziergänge wirkten belebend.

Ein wunderschöner Tag lockte mich ins Freie. Immerhin zog es mich noch in die Natur, was bei einer Depression nicht selbstverständlich ist. Ich spazierte einsam eine Waldstraße entlang und traf auf eine Lichtung. Die Sonne strahlte wärmend auf mich herab. Da stieg aus meiner Erinnerung eine feinsinnige Choralstrophe auf. Sie stammt aus dem Lied »Ich bete an die Macht der Liebe« von Gerhard Tersteegen. Die Arme ausgebreitet stand ich in der Sonne und betete: »... wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten; lass mich so, still und froh, deine Strahlen fassen und dich wirken lassen!«

»Herr Jesus, ja, wirke du in mir. Ich habe wirklich nichts mehr zu bieten. Liebst du mich trotzdem?«, betete ich still. Es war, als wenn er mir dieselbe Frage stellte, die er damals dreimal an den Versager Petrus gerichtet hatte: »Hast du mich lieb?« Da musste ich nicht lange nachdenken. Wie Petrus antwortete ich: »Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.« Dieses Bekenntnis kam aus tiefstem Herzen.

Wieder einmal schien es, als ob Gott spürbar mein Innerstes berührte: »Kurt, du brauchst mir gar nichts zu bringen. Das ist ja das Wesen meiner Liebe, dass ich sie bedingungslos schenke. Du bist zuallererst mein geliebtes Kind, das mir still vertrauen kann. Deine Identität besteht nicht in deinen Ämtern, Diensten und dem Status als Pastor. Freue dich darüber, dass dein Name bei mir registriert ist.«

Diese tiefgreifende Erfahrung brachte für mich die grundsätzliche Wende. Eine freudige Gewissheit erfüllte mich. Es war, wie wenn »die erste Liebe« nochmals mein Innerstes ergriffen hätte. Sicher, ich hatte Jesus schon vorher geliebt und ihm gerne gedient. Aber es schien nun eine reinere, absichtslosere Liebe zu sein. Das »Weizenkorn« – wie Jesus den Vergleich gemacht hatte – war tief in die Erde gefallen, scheinbar gestorben und nun zu neuer Fruchtfülle emporen gewachsen.

Zugleich fing das Medikament an zu wirken und stabilisierte mich zusätzlich. Obwohl es mir anfangs eher zuwider war, lernte ich auch dafür von Herzen zu danken. Ich wollte nicht mehr trennen zwischen Gottes Hilfe und menschlicher Medizin. Nein, alles lernte ich aus Gottes Hand zu nehmen.

Und noch ein ganz wesentlicher Faktor wirkte beim Heilungsprozess mit: Die Versöhnung mit Menschen und der Vergangenheit. Stimmt, es hatte gravierende Verletzungen gegeben. Wahrscheinlich verdrängte ich auch einige davon. Aber sie kamen nach und nach ans Licht. Beglückend war es, wenn gute Gespräche alles wieder in Ordnung brachten. Gewisse schmerzliche Erfahrungen brauchten doch etwas länger, um in der Tiefe meiner Seele zu heilen. Ich entdeckte an mir auch einen gewissen Hang, nachtragend zu sein.

All dies machte mich vorsichtiger in der Seelsorge. Es ist leicht zu sagen: »Du musst halt vergeben können«, wenn man selbst noch nie ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Enttäuschungen können sehr tief sitzen. Es ist tröstlich zu wissen, dass Gott uns Zeit lässt, um Wunden heilen zu lassen.

Oft habe ich mir die Frage gestellt, ob sich der Burn-out auch hätte vermeiden lassen. Ich dachte intensiv darüber nach. Denn eine Ursache musste bestimmt zu finden sein. Eine Depression hat doch immer selbst verschuldete Gründe, oder? Solche Verallgemeinerungen kann man da und dort lesen oder hören. Sie stoßen den Betroffenen in noch tiefere Verzweiflung!

Nach sehr ernsthafter Selbstprüfung sagte ich mir getrost: »Nein, was ich getan habe, entsprang der Führung Gottes. Und ich glaube auch, dass ich meine Arbeit nicht aus Prestige Gründen getan habe. Körperlich habe ich keinen Raubbau betrieben. Meine freien Tage habe ich zur Erholung genutzt. Mit Freuden stand ich in meiner Aufgabe.«

Aber was war es dann gewesen? Die Antwort gab mir einmal ein Pastorenkollege, den ich kaum kannte. Doch er schien mich offensichtlich recht gut einzuschätzen. Fast nebenbei sagte er mir bei einem Treffen: »Kurt, du warst an deinem Burn-out nicht selber schuld. Du musstest ein Opfer für deine Überzeugungen bringen.« Er sagte es in der biblischen Sprache: »Das war der Preis für deinen Gehorsam in der Jesunachfolge!«

»Genau, das könnte der Grund gewesen sein«, tönte es in mir wie ein fernes Echo. Ich hatte tatsächlich schwere Entscheidungen treffen müssen, die mich extrem gefordert hatten. Es gab Situationen, da hatte ich liebe Freunde, die mir sehr nahestanden, enttäuschen müssen. Das hatte mir natürlich weh getan. Wenn mir die Vertrauensbasis entzogen worden war, hatte es mich am stärksten getroffen. Trotzdem war für mich immer klar gewesen, dass ich Gott mehr gehorchen wollte als den Menschen. Das hatte mich viel innere Substanz gekostet.

Sicher – und das muss ich ehrlicherweise auch erwähnen – hatte ich mich zum Teil zu sehr ereifert und mit meinen Projekten zu stark identifiziert. Im Blick auf gegenseitiges Vertrauen war ich

vielleicht überempfindlich gewesen. Wieder einmal mehr hatte sich bewahrheitet, dass unsere Stärken zugleich unsere Schwächen sind: Vertrauen und Freundschaft sind für mich ganz grundsätzliche, ja fast heilige Werte. Meine Stärke liegt darin, Vertrauen zu schenken. Das hat manchem etwas ängstlichen Christen Mut gegeben, mehr aus seinem Potenzial zu machen. Aber meine Schwäche zeigt sich darin, dass mich ein Vertrauensentzug zu hart trifft. Dort bin ich darum auch am meisten verletzbar.

Am Karfreitag, einige Monate nach meiner gesundheitlichen Krise, durfte ich zum ersten Mal wieder predigen. Lange überlegte ich, über was ich denn sprechen sollte. Durfte ich es wagen, über meine Lebenserfahrungen der letzten Zeit zu reden, ohne missverstanden zu werden oder mich bloßzustellen? Aber da vieles in mir heil geworden war, konnte ich dem weisen Satz nachleben: »Wir zeigen den Menschen unsere Narben und sie zeigen uns ihre Wunden.« Anderen Menschen in ähnlichen Situationen konnten meine Erlebnisse doch Mut machen, über ihre Nöte zu sprechen und sie aus einer anderen Perspektive sehen zu lernen.

Also entschied ich mich, offen über meinen Weg zu berichten. Die Gemeinde lauschte atemlos meinen noch etwas brüchigen Worten. Ein weiser, älterer Mann kam am Schluss auf mich zu und sagte: »Das Sprichwort hat sich wieder einmal mehr bestätigt: Der Pastor kommt in die Olivenpresse und die Gemeinde hat das Öl davon.« Tröstlich, oder?

Kann ein Burn-out also doch etwas mit einem Wunder zu tun haben? Bei mir schon: Eine feste Identität in Christus gefunden zu haben, neu erfüllt zu werden mit der »ersten Liebe« zu Christus, etwas barmherziger und bescheidener geworden zu sein – das ist doch ein wunderbares Ergebnis! Und schließlich war ich jetzt ohnehin pensioniert. Es war für mich sehr entlastend, nicht mehr leisten zu »müssen«. Ich durfte müde und schwach sein, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben.

## Kapitel 15

# Das Wunder an meinem Bandscheibenvorfall

Vor fast 30 Jahren war bei mir eine Rückenoperation unumgänglich gewesen, da ich einen Bandscheibenvorfall (Diskushernie) hatte. Es war beim Fußballspielen passiert. Eine Lähmung im linken Fuß und starke Rückenschmerzen zeigten an, dass der Nerv eingeklemmt war. Die Operation verlief erfolgreich und ich habe mich erstaunlich gut erholt. Es war mir wieder möglich, ziemlich intensiv Sport zu betreiben. Zwar nicht mehr Fußball, aber Tischtennis, Volleyball, Schwimmen und Wandern. Manchmal spürte ich die Schwäche zwar durch einen leisen Schmerz im Rücken. Aber am nächsten Tag war alles meist wieder verschwunden.

Gut zwei Jahre nach der Pensionierung lud ich jedoch eine schwere Kiste unvorsichtig und mit falscher Haltung aus dem Auto. Bald darauf begann der Schmerz über das linke Hüftgelenk ins Bein zu ziehen. Kaum zwanzig Meter schaffte ich, dann musste ich stillstehen, denn der Schmerz wurde unerträglich. Zugleich stellte sich wieder eine Lähmung ein; diesmal klappte der linke Vorderfuß beim Gehen kraftlos auf den Boden.

Der Hausarzt hatte große Bedenken. »Wahrscheinlich ist eine Operation unumgänglich, denn der Nerv scheint doch sehr in Mitleidenschaft gezogen zu sein. Ich melde dich zur Untersuchung im Krankenhaus an.«

Der Chirurg riet mir, es lieber nochmals mit einer Therapie zu versuchen. Vielleicht würde sich das Problem so in den Griff kriegen lassen. Also meldete mich der Hausarzt beim Physiotherapeuten an. Gegen meine heftigen Schmerzen bekam ich starke Medikamente. Aber sie hatten ziemlich unangenehme Nebenwirkungen und halfen nur wenig.



Zum Muttertag wollte ich meiner Frau eine Freude bereiten und mailte daher zuvor heimlich unseren fünf Kindern: »Es wäre schön, wenn ihr auf Besuch kommen könntet. Mami würde sich sicher freuen.« Fast die ganze Familie mit Anhang kam daraufhin. Natürlich sprachen wir auch über mein Bandscheibenproblem. Mein jüngster Sohn meinte ganz selbstverständlich: »Dann machen wir eben eine Gebets-Session, um für dich zu beten!« Meine Frau erwiderte: »Du bist unser Jüngster. Eigentlich heißt es doch in der Bibel, man solle die Ältesten rufen. Sie sollen mit den Kranken beten.«

»Ja«, konterte er verschmitzt, »aber David war doch auch der jüngste Sohn der Familie und wurde trotzdem zum König berufen.« Dem konnten wir nicht widersprechen.

Sie baten mich, in der Mitte niederzuknien. Dann gruppierte sich die ganze Schar, meine Frau, unsere Kinder, Schwiegertöchter und Enkel um mich. Meine Tochter strich mir noch etwas Öl auf meine Stirn, wie es auch in der Bibel erwähnt wird. Es ist ein Symbol für den Heiligen Geist. Er heilt und befreit und nicht wir mit unserer Suggestivkraft oder unserem Können. Dann beteten einige ganz frei und herzlich, dass Gott in meinem Leben Heilung und Wiederherstellung schenken möge.

Für mich war nicht nur die Handlung an sich eine besondere Erfahrung. Es hat mich vor allem sehr berührt, dass meine ganze Familie auf diese Weise für mich betete. Eine große Dankbarkeit erfüllte mich, dass wir im Glauben so tief eins sein durften.

Nach dem Gebet war ich völlig schmerzfrei! Ein echtes Muttertags-Wunder! Die Lähmung im Fuß war zwar noch nicht beseitigt, aber aus Erfahrung wusste ich, dass dies einige Zeit und Training benötigen würde. Also begann ich mit der Physiotherapie. Ich lernte die richtigen Übungen, damit sich die Bandscheibe wieder zurückschieben konnte. Da ich ja schmerzfrei war, konnte ich die Anweisungen problemlos befolgen. Ich fing auch wieder an, langsam mit zwei Wanderstöcken zu gehen. Zuerst nur wenige hundert Meter, dann aber immer weiter. Es war jedes Mal ein Erfolgserlebnis und gut für Körper und Seele.

Der Fuß erholte sich dank des Trainings erfreulich schnell.

Glaube und Therapie widersprechen sich also nicht. Ich habe gelernt, für alles dankbar zu sein. Ich konnte wieder ungehindert Sport treiben – natürlich dem Alter und der Fitness angemessen! Und gerade in diesen strahlenden Frühlingstagen, während ich dies schreibe, freue ich mich besonders, dass ich schmerzfrei in der herrlichen Natur wandern darf.

## Kapitel 16

# Diagnose Krebs – ich glaubte an ein Wunder

Meine Frau drängte schon länger auf einen Check-up beim Arzt. Aber ich fühlte mich doch gut! Trotzdem nahm ich den Rat, dass man auf seine Frau hören soll, ernst. Nach dem Arztbesuch holte sie mich ab und fragte: »Hat er das Blut für den PSA-Wert eingesandt?« PSA heißt Prostata Spezifisches Antigen. Wenn etwas in der Prostata des Mannes nicht in Ordnung ist, zeigt das Blut erhöhte Werte an.

»Wahrscheinlich schon«, antwortete ich unsicher.

»Wahrscheinlich?«, empörte sich meine Frau. »Wir müssen auf Nummer sicher gehen, denn dein Bruder hatte doch Prostatakrebs. Ich rufe die Arztpraxis an und verlange diesen Test!«

»Wenn du meinst«, sagte ich etwas ungehalten.

In der Arztpraxis hieß es: »Ja, das Blut ist vorhanden, wir schicken es ein.«

Kurze Zeit später bekam ich vom Arzt Bescheid, dass das Cholesterin, der Blutdruck, der Zuckerwert okay seien. »Siehst du«, triumphierte ich, »ich habe ja gesagt, dass ich mich gesund fühle!«

Nach ein paar Tagen rief der Arzt jedoch nochmals etwas kleinlaut an: »Leider ist der PSA-Wert in den letzten zwei Jahren von gut 2 auf 7,2 gestiegen. Das heißt zwar noch nicht, dass es etwas Bösartiges ist, aber ich muss dich zum Urologen zur Biopsie schicken.« Bei der Biopsie wird durch den Darm eine Nadel in die Prostata eingeführt und lokal betäubt. Dann werden etwa zehn Gewebeprobe entnommen.

Ich begab mich also zum Urologen. »Es wird jetzt etwa vierzehn Tage dauern, bis Sie den Bescheid abholen können,« meinte er

nach der Untersuchung. Also warteten und beteten wir. Ich vermutete einen bösartigen Tumor wie bei meinem Bruder.

Als wir nach zwei Wochen wiederkamen, sagte er uns mit ernstem Gesicht: »Leider muss ich ihnen mitteilen, dass sie einen aggressiven Krebstumor haben. Das heißt, dass man nicht lange mit der Totaloperation warten kann, denn sonst würden sich bald Metastasen in den Knochen bilden. Die gute Nachricht aber ist, dass wir den Tumor noch früh genug erkannt haben und sehr wahrscheinlich eine Heilung möglich ist.«

Innerlich waren wir auf diesen Bericht vorbereitet. Ich war jedenfalls froh, dass ich auf meine Frau gehörte hatte und damals zum Hausarzt gegangen war. Und ich war meiner Frau nochmals dankbar, dass sie auf den PSA-Test gedrängt hatte.

Natürlich war es keine frohe Botschaft für mich. Bezüglich der Operation hatte ich eigentlich keine Angst. Was die Zeit nach dem Eingriff bringen würde, machte mir mehr Sorgen. Im Internet standen seitenweise Berichte über dieses Thema. Zum Teil waren die Folgen gravierend. Was, wenn der Darm oder die Blase beim Eingriff verletzt würde? Würde ich nachher kaum mehr Sport betreiben können und immer Einlagen tragen müssen, weil der Schließmuskel undicht wäre? Und was würde aus mir als Mann?

Da war sie wieder, die Frage nach der Identität: Was macht meinen Wert aus, was gibt meinem Leben Sinn? Dann erinnerte ich mich an die Gottesbegegnung beim Burn-out. Dort wurde mir ja deutlich klar, dass ich in erster Linie Gottes geliebtes Kind bin. Darin liegt mein persönlicher Wert.

Ich gab mir einen Ruck: »Ja, meine Identität gründet nicht in meiner Gesundheit und nicht in meiner Männlichkeit, sondern ganz und gar in Christus und seiner liebevollen Fürsorge für mich.« Darauf kam ich innerlich zur Ruhe. Mein Leben und auch mein Sterben standen in Gottes Hand.

Goethe sagt im »Faust« spöttisch: »Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.« Ein Wunder um jeden Preis, nein, das musste ich

nicht haben. Doch warum nicht um ein Wunder beten und glauben?

Ich fragte die Ältesten der Gemeinde, ob sie bereit wären, mit mir zu beten und mir die Hände aufzulegen, wie es die Bibel empfiehlt. Sie taten es gerne. Auch an der Pastorenkonferenz der Freien Evangelischen Gemeinden bildeten einige einen Kreis um mich und meine Frau. Sie beteten herzlich, dass Gott eingreifen möchte. Das gab uns Mut. Natürlich betete auch unsere ganze Familie für mich.

Eine Geschichte, die ich zur gleichen Zeit hörte, gab meinem Glauben Auftrieb: Bei einer Frau wurde ebenfalls Krebs diagnostiziert. Sie bat die Ältesten um Gebet. Daraufhin fragten die Beter diese Frau, was sie davon erwartete. Sie antwortete: »Ich suche nicht in erster Linie Heilung, sondern dass Christus durch mich geehrt wird.« In diesem Sinne beteten sie dann auch gemeinsam. Die Überraschung der Ärzte war groß, als bei einer zweiten Untersuchung keine Spur mehr von Krebs gefunden wurde!

Noch ein Ereignis ermutigte mich: Eine Frau, mit der ich schon Jahre nicht mehr gesprochen hatte, rief wegen irgendeines Anliegens an. Ich erzählte ihr von meiner bevorstehenden Operation. Da sagte sie: »Ja, ich hatte auch Krebs und wurde durch ein Wunder geheilt.« Es geschah bei ihr auf besondere Weise: Sie hatte eines Tages vor dem Gemeindezentrum ihrer Kirche gestanden und gebetet: »Herr Jesus, unsere Gemeinde wird im Moment von einer großen Krise erschüttert. Bitte gib mir ein Zeichen, dass du dennoch zu uns und zu mir stehst.« Auch bei ihr wurde kein Tumor mehr gefunden.

Kurz darauf stieß ich auf die Aussage von Jesus: »*Wenn ihr Glauben habt wie ein (kleines) Senfkorn, werdet ihr zu diesem Berg sagen: »Hebe dich weg!«, und es wird geschehen*« (Matthäus 17,20).

»Dann kann ich durch den Glauben doch auch einen Tumor verschwinden lassen. Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich«, sagte ich mir. »Also Herr«, betete ich, »ich versetze jetzt im Glauben an deine heilende Kraft meinen Tumor. Er soll verschwinden!« War es naiv von mir? Aber warum sollte ich es nicht versuchen? Und es ging mir ja nicht um mich oder um meinen großen Glauben. Nein,

ich wünschte mir sehr, dass Jesus dadurch geehrt würde. Menschen sollten erleben, dass der Glaube an ihn nicht bloß eine religiöse Theorie ist.

Bald darauf ließ ich nochmals den PSA-Test machen. Die Werte sanken von 7,2 auf 3,8! Das gab mir und meiner Frau Hoffnung. Die Operation wurde noch nicht sofort vorgenommen, weil ich im Abstand von ca. vierzehn Tagen zweimal Blut für mich selbst spenden musste. Während der Operation sollte es mir dann wieder zugeführt werden. Also gewann ich Zeit, um nachzudenken.

Natürlich betete ich viel. Zugleich spürte ich eine innere Unruhe. Ich lief Gefahr, mich glaubensmäßig zu verkrampfen: »Wenn ich trotzdem operiert werden muss? Darf ich die Zusagen Jesu überhaupt so direkt für mich in Anspruch nehmen?«, so fragte ich mich hie und da.

Nochmals ging ich zum Hausarzt, um den PSA-Test zu wiederholen. Der Wert war wieder auf 3,8, wie vorher. »Wenn ein Wunder geschehen wäre, hätte er praktisch auf Null sinken müssen, dann könnte man mit einer Operation warten«, meinte er. »Aber so kann ich es nicht verantworten. Nimm die medizinischen Möglichkeiten doch auch dankbar als Gottes Hilfe an!« Ich musste loslassen lernen. Ein Vers aus Psalm 37,5 wurde mir immer mehr zum Leitgedanken: *Befiehl (anbefehle) dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen.* So sagte ich mir dann oftmals: »Er wird es wohl machen!« Ich entspannte mich. Hatte ich einfach kapituliert? Verdeckte ich dadurch auf fromme Weise meine Zweifel?

Ich glaube nicht. Dann wäre ich innerlich kaum zur Ruhe gekommen. Vielmehr wurde mir bewusst, dass dies ebenso viel mit Glauben zu tun hatte, wie auf ein übernatürliches Eingreifen zu hoffen. Auf diese Weise würde ich zudem Gottes Souveränität voll respektieren. Langfristig wusste nur er, was für mich richtig war. Und ich hatte gebetet, dass er sich durch meinen Weg verherrlichen möge. Wenn dieser Weg ihn mehr ehrte, dann war es gut so.

Bevor ich zur Operation ins Krankenhaus ging, sagte ich in unserer Gemeinde öffentlich: »Für mich ist der Eingriff nicht ein Muss, sondern ein Dürfen. Denn die frühe Erkennung des Tumors

ist ein großes Geschenk. Durch den Eingriff habe ich trotz gewisser Risiken große Heilungschancen.«

Der Krankenhausaufenthalt war eine glückliche Zeit, so merkwürdig sich das anhören mag. Der Eintritt erfolgte allerdings nicht gerade unter glücklichen Umständen. Am Abend zuvor bekam ich auf der linken Seite heftige Nierenschmerzen. Mit Schmerzmitteln gelangen mir ein paar Stunden Schlaf. »Was soll jetzt das?«, fragte ich mich. »So kann ich doch nicht operiert werden! Am Morgen rief ich im Krankenhaus an, ob ich früher kommen sollte, um die Ursache dieses Schmerzes festzustellen. »Ja, kommen Sie sofort mit leerem Magen zu uns. Wir werden Ihnen Kontrastmittel spritzen und dann röntgen«, antwortete man mir.

Nach den Aufnahmen kam der Chefarzt mit dem ganzen Team und den Röntgenbildern zu mir. »Sie sind ein Luschtige«, meinte er augenzwinkernd, »Sie haben einen respektablen Nierenstein im Harnleiter. Wir haben überlegt, was wir tun sollen. Wir werden nun den Stein bei der Operation auch gleich herausholen. Dann sind sie den Bösewicht los.« Uff, eine gute Botschaft! Wieder mal erlebte ich konkret Gottes Timing. Schon länger plagte mich hier und da eine akut auftretende Nierenkolik. Sie hing sicher mit diesem verfluchten Stein zusammen!

Eine berührende Erfahrung machte ich nach der Operation beim langsamen Aufwachen auf der Intensivstation. Das erste Mal schlug ich die Augen auf – und mein Blick traf ganz überraschend die Augen meiner Frau, die an meinem Bett gewartet hatte. Liebende Wärme durchdrang mich, obwohl ich leichten Schüttelfrost und etwas Fieber hatte. Sie legte zudem ihre Hand auf meine Stirn und betete für mich. Gerade in solchen Situationen ist man sich gegenseitig sehr nahe.

Auch die gute Betreuung durch das Pflegepersonal trug viel zur Beruhigung bei. Am nächsten Tag wurde ich in ein Zweierzimmer verlegt. Dies ist nicht selbstverständlich, da ich nur allgemein versichert bin. Ich war sehr dankbar für diesen zusätzlichen Luxus. Oft hörte ich vom Viererzimmer nebenan den lauten Stimmenpegel der Patienten und Besucher. »Bin ich froh, dass ich hier sein darf«, seufzte ich oft erleichtert

Nicht, dass mir die Menschen zuwider gewesen wären. Im Gegenteil: Ich genoss es, Bett an Bett mit Leidensgenossen verschiedenster Herkunft zu liegen. Im Krankenhaus sind die meisten Patienten für tiefere Gespräche zugänglicher als im hektischen Alltag. Keiner konnte sagen: »Du hast gut reden, dir geht es ja blendend.« Die Seelsorge fand hier auf gleicher Ebene statt. So ergaben sich viele spontane Gespräche über grundlegende Fragen des Lebens. Manche Not machte meine Bettnachbarn offen für ein Fürbittegebet.

Gerne erinnere ich mich an einen etwa 45-jährigen Albaner, einen Moslem. Er wurde zu mir ins Zweierzimmer gelegt und wirkte ganz in sich gekehrt. Ich vermutete einen Künstler in ihm. Seine schlanke Figur, sein schön geschnittenes Gesicht, die melierten, etwas langen Haare und die noble stille Art beeindruckten mich. Mir war es nur recht, dass er nicht zu viel sprach. Ich brauchte meine Ruhe. Aber ich beobachtete ihn. Ständig musste er auf die Toilette. Auch in der Nacht stand er stündlich auf, um das stille Örtchen aufzusuchen. Völlig durchgeschwitzt wechselte er jeweils das Nachthemd.

Ich fragte ihn, was mit ihm los sei. »Ich habe eine Infektion der Harnwege. Immer meine ich, ich müsste Wasser lassen. Durch das Pressen verliere ich das Schmerzzäpfchen, das ich eingeführt habe.« Er litt wirklich sehr. »Da muss ich etwas unternehmen«, sagte ich mir. Am Morgen sprach ich ihn an: »Ich bete jeweils vor dem Essen. Darf ich auch für dich beten, dass es mit dir besser wird?«

»Ja, gerne«, meinte er. Also tat ich es. Ich bat Gott, bei ihm einzugreifen, in welcher Art auch immer.

Nach dem Frühstück legte er sich aufs Bett und schaute sich eine Sendung im Fernsehen an. Als ich ihn beobachtete, sah ich, dass er schlief. »Das ist gut so«, dachte ich. »So kann das Schmerzzäpfchen wirken.« Längere Zeit lag er ganz entspannt da. Plötzlich stand er auf, rasierte sich und zog sich ein schönes Hemd an. »Gehst du aus?«, scherzte ich. »Ich gehe in die Cafeteria, mir geht's viel besser«, strahlte er.

Gerne hoffe ich, dass er auf diese Weise Gottes Liebe spürbar erlebt hat. Bald wurden bei ihm weitere Untersuchungen vor-



genommen. Er bekam die richtigen Medikamente. Nach ein paar Tagen wurde er entlassen. Wir sind so etwas wie Freunde geworden! Übrigens hatte ich mich in seinem Beruf mächtig getäuscht: Er war – Plattenleger! Aber das tat meiner Liebe zu ihm keinen Abbruch.

Nach ihm belegte ein älterer, aber rüstiger Herr sein Bett. Er war sehr gesprächig. Zum Glück war ich schon wieder etwas bei Kräften. Er brauchte »nur« die kleine Prostataoperation, die von außen vorgenommen wird, und erzählte mir unter anderem, dass er Fußball-Schiedsrichter gewesen war. Da ich auch ziemlich fußballbegeistert bin, hatten wir ein ausgiebiges Gesprächsthema. Abends wurde im Fernsehen ein Spiel übertragen, das einiges an Spannung versprach. Das wollten wir uns ansehen. Bei aller Begeisterung wurde ich doch zusehends müder. Schlafen konnte ich bei dem Lärm jedoch nicht und ich wollte ihn auch nicht beleidigen. Zu allem Überdross gab es noch eine Verlängerung und Elfmeterschießen, was mir normalerweise sehr recht ist! Mit einer guten Schlaftablette habe ich mich wieder einigermaßen erholt.

Am nächsten Tag war er an der Reihe mit der Operation. Er wurde immer unruhiger. Meinem inneren Impuls folgend fragte ich: »Soll ich noch für dich beten, dass alles gut geht?«

»Ja«, sagte er dankbar, »das wäre schön.« Nachdem ich für ihn gebetet hatte, ergab sich ein ausgiebiges Gespräch über Glaubensfragen, über seine Erfahrungen mit der Kirche und über persönliche Anliegen. Getrost ließ er sich nachher in den Operationssaal führen. Nach relativ kurzer Zeit kam er wieder zurück und wirkte ganz zufrieden. Es dauerte auch nicht sehr lange, bis er seine Gesprächigkeit wiedergefunden hatte.

Auch mit dem netten und sehr kompetenten Pflegepersonal ergaben sich gute Gespräche. Sie hatten sich anfangs ziemlich intensiv um mich kümmern müssen. Während sie an den vielen Schläuchen und Säcken manipulierten, konnten wir ganz gut miteinander reden. Sie waren außerordentlich besorgt um mich. »Wenn Sie einen Wunsch haben, sagen Sie es ungeniert«, hörte ich immer wieder. Und das war keine bloße Phrase.

Einmal fragte ich einen Pfleger, ob er mir die Füße einmal ba-

den könnte. Sie fühlten sich so trocken, heiß und spröde an. Erst stutzte er ein wenig, dann sagte er: »Ich muss erst mal ein Becken organisieren. Ich werde schon was finden.« Offensichtlich waren solche Wünsche also nicht alltäglich. Bald kam er mit einer gefüllten Wanne an den Bettrand. »Ah, tut das gut«, schwärmte ich und genoss diese Wohltat in vollen Zügen. Nach einiger Zeit trocknete er mir die Füße und salbte sie mit einer fein riechenden Creme ein. Ich kam mir vor wie die Jünger bei Jesus, als er ihnen die Füße wusch. »Wissen Sie«, sagte ich zum Pfleger, »dass Sie gerade einen sehr christlichen Dienst an mir getan haben?« Er schaute mich fragend an. »Sie haben mir die Füße gewaschen!« Schmunzelnd trug er das Becken weg. Mit ihm wie auch mit anderen vom Pflegeteam kam es immer wieder zu tieferen Gesprächen.

All die vielen erfreulichen Erfahrungen im Krankenhaus haben mich sehr beglückt. Es war kein krampfhaftes Missionieren, sondern ich konnte auf natürliche Weise ein Stück Leben und Glauben mit den anderen teilen.

Zu Hause war die Genesungszeit dann schwieriger. Es gab schmerzhaft Komplikationen. Ein Noteingriff wurde nötig. Die Harnwege vernarbteten sich nach innen. Ein Harnstau entstand. Das hatte aber nichts mit einem ärztlichen Kunstfehler zu tun. Im Gegenteil: Der Chefarzt hat sich in den Vorberatungen, während der Operation und bei den folgenden Problemen persönlich mit großem Einsatz um mich bemüht.

Zweimal musste ich also nochmals für kurze Zeit ins Krankenhaus. Für ein paar Tage lag ich in einem Viererzimmer, das allerdings mit fünf Betten belegt war. Es wurde also etwas eng. Aber da ich allgemein wieder viel stabiler war, genoss ich das Zusammensein mit meinen ganz unterschiedlichen Leidensgenossen. Wir halfen einander, lachten viel, hatten aber auch wieder sehr persönliche Gespräche. Für mich war auch dieser Aufenthalt nicht einfach Zufall. Wahrscheinlich dachte Gott: »Wenn die Leute nicht mehr zur Kirche kommen, dann schicke ich ihnen eben den Pastor vorbei.«

Anfangs, nach meiner Diagnose, glaubte ich ja an ein übernatürliches Wunder. Es ereignete sich nicht nach meinen Vorstel-

lungen. Trotzdem geschahen in einem ganz natürlichen Umfeld übernatürliche Dinge: Es ist doch genial, dass der Nierenstein zugleich entfernt werden konnte. Dass die Prostatitis (Entzündung), die bei der Operation festgestellt wurde, auch gleich behoben wurde. Ein Glück auch, dass der PSA-Wert überhaupt 7,2 angezeigt hatte, sonst wäre vielleicht gar nichts unternommen worden. Dann hätten sich Metastasen ausbreiten können!

Dank des früh diagnostizierten Tumors brauchte ich keine Bestrahlungen und keine Chemotherapie. Ich habe auch neu danken gelernt für das fachliche Können der Ärzte, des Pflegepersonals und die Errungenschaften der heutigen Medizin. Die vielen tiefgreifenden Begegnungen haben mich und meinen Glauben reich gemacht. So haben auch meine Predigten und seelsorgerlichen Gespräche an Glaubwürdigkeit gewonnen. Ich habe im ureigsten Sinne Glück gehabt! Und das Wichtigste: Ich hoffe, dass Jesus auf diesem Weg geehrt worden ist, wie ich ihn anfangs darum gebeten habe.

## Kapitel 17

# Wunder im Alltag – lass dich überraschen!

Mir gefällt der Ausdruck »geistesgegenwärtig leben«. Meine Frau und ich haben in unserem Urlaub im Tessin erlebt, wie das aussehen kann: In den ersten Tagen war es noch ziemlich frisch und etwas dunstig. Dann aber brach ein klarer, sonniger Tag an. »Heute wollen wir mal richtig wandern«, sagten wir zueinander. Vorher nahmen wir uns aber Zeit, um zusammen zu beten. An diesem Morgen bat ich besonders darum, dass wir offen sein konnten für Menschen, die Gott mit uns zusammenführen wollte. Wahrscheinlich eine Art Vorahnung. Dann machten wir uns auf den Weg.

»Heute möchte ich mal ins Val Bavona, das ganz hinten im Maggiatal liegt«, sagte ich zu meiner Frau. Sie war einverstanden. Das herrliche Tal mit den gut erhaltenen Tessinerdörfern war wirklich sehenswert. Leider lagen aber die alten Säumerpfade, auf denen früher Waren mit Pferden transportiert worden waren, unter dem Eis. Das Wandern wäre zur gefährlichen Rutschpartie geworden. »Wir fahren zurück ins Maggiatal, dort finden wir bessere Wege«, sagten wir uns. Aber auf dem Weg lag ein so schönes Tessinerdorf, das wir uns etwas näher ansehen wollten. Auf den typischen Tessiner Plattenwegen stiegen wir zu dem etwas erhöhten Dorf. Alles war totenstill. Offensichtlich wohnte im Moment niemand dort.

Plötzlich sahen wir eine ältere Dame mit einer Filmkamera. Sie war ganz damit beschäftigt, kleine Details aufzunehmen. Sie erschrak heftig, als ich sie grüßte. »Oh, bin ich jetzt erschrocken«, atmete sie erleichtert auf, als ich sie freundlich ansah. Wir kamen mit ihr ins Gespräch. »Ich habe heute meinen 78. Geburtstag.

Mein Wunsch war, einmal in dieses Tal zu fahren. Wir sind mit einer Reisegruppe in Locarno stationiert. Ich filme mit Leidenschaft die schönen Details. Mein Mann sieht sich lieber die imposanten Wasserfälle an, um sie mit seiner Videokamera festzuhalten. Würden Sie mich ein Stück mitnehmen? Denn er ist sicher schon recht weit oben auf der Straße.«

Eigentlich wollten wir zurückfahren, aber den Gefallen taten wir ihr gerne. »Wir nehmen dann Ihren Mann auch gleich mit ins Auto«, sagte ich.

»Nein, der will Ihnen bestimmt keine zusätzlichen Mühen machen, er ist da sehr zurückhaltend.«

Ein paar Kilometer weiter oben trafen wir ihn. Ich rief ihm zu: »Wir haben Ihre Frau entführt, wollen Sie auch einsteigen?«

»Ja, gerne«, sagte er erfreut, »dann will ich natürlich auch mit.« Er setzte sich zu uns ins Auto und wir stellten uns vor. »Da oben muss ein riesiger Wasserfall sein«, schwärmte Herr Scholtes, »den möchte ich sehen.«

Also fuhren wir weiter. Tatsächlich, er hatte nicht zu viel versprochen. Über eine hohe Felswand stürzte der Bach herunter. Gemeinsam gingen wir zum Fuße des Wasserfalls.

Langsam wurde mir klar, dass unser Tagesplan eine andere Richtung nehmen würde. Im Moment fiel es mir gar nicht so leicht, meinen Wunsch nach einer ausgiebigen Wanderung aufzugeben. Aber ich hatte ja für die richtige Begegnung gebetet. Hier war sie! »Herr, wenn das die Menschen sind, die jetzt Vorrang haben, dann will ich gerne bereit sein, auch wenn mein Plan buchstäblich ins Wasser fällt«, betete ich.

Wir kamen immer mehr ins Gespräch und erfuhren gegenseitig eine Menge persönlicher Dinge. Bald war es Mittag. »Wollen wir zusammen essen?«, fragten wir sie. »Wir haben ein Picknick dabei. Wir könnten auch teilen, falls Sie nichts Eigenes haben.«

»Nein, wir haben vom Hotel auch Brote bekommen und essen gerne mit Ihnen.«

Wir fanden ein schönes, sonniges Plätzchen. Das ältere Ehepaar freute sich sehr über dieses spontane Treffen. »Einen so überraschungsreichen Geburtstag habe ich noch nie erlebt«, freute sich

die sehr muntere Frau. »Ich lade euch alle weiter unten ins Restaurant zu einem Kaffee ein.«

Ein wenig später hatten wir ein originelles Tessiner Ristorante gefunden. Die Frauen waren gerade anderweitig beschäftigt, da fragte ich Herrn Scholtes nach seinem Beruf. Er wollte daraufhin auch wissen, was ich so mache.

»Ich bin pensionierte Pastor«, sagte ich.

»Evangelisch oder katholisch?«, fragte er zurück.

»Eigentlich bin ich evangelisch freikirchlicher Pastor«, präzierte ich.

»Wo liegt denn der Unterschied?«, war seine Frage, die übrigens meist gestellt wird.

Ich erklärte ihm, dass wir eine Kirche auf freiwilliger Basis seien. Aber es gehe nicht um die Kirche, sondern um die persönliche Beziehung zu Jesus Christus.

»Ja«, meinte er etwas traurig, »ich bin schon in jungen Jahren von der Kirche und vom Glauben weggekommen. Ich bin halt der ungläubige Thomas. Aber ich beneide die Menschen, die eine so feste Glaubensüberzeugung haben wie Sie.«

»Das können Sie auch haben, es ist nie zu spät«, rief ich freudig.

Er schaute skeptisch. Ich spürte die Sehnsucht in seinem Herzen. Ich erklärte ihm, dass Gott gerade solch ehrliche Menschen liebt.

Unsere Frauen kehrten zurück, die Kellnerin kam und so verstummte unser Gespräch. Ich empfand eine tiefe Liebe zu diesem Mann und wünschte so sehr, dass er vom Zweifler zum Glaubenden werden konnte. Trotzdem wollte ich keinen Druck auf ihn ausüben.

Bei einem leichten Tessiner Wein boten wir uns dann auch das Du an. Gert wurde ganz gesprächig und konnte von Herzen scherzen und lachen. Es tat so gut! Nachdem wir unsere Adressen ausgetauscht hatten, verabschiedeten wir uns fröhlich voneinander. Sie wollten noch ein Stück zu Fuß gehen und filmen, um dann mit dem öffentlichen Bus zurückzufahren.

Nach ein paar Kilometern hielten meine Frau und ich bei einem Wanderwegzeichen an. Etwas »richtige« Bewegung wollten wir

doch noch haben. Über eine kleine Brücke erreichten wir den Steig. Nach einigen Metern standen wir unverhofft vor einem faszinierenden Wasserfall. Er leuchtete in der Abendsonne wie flüssiges Gold und über der Gischt wölbte sich ein schillernder Regenbogen. Das Wasser ergoss sich über verschiedenfarbige Felsen. Staunend standen wir vor diesem herrlichen Naturschauspiel.

»Du«, sagte meine Frau zu mir, »das würde Gert und Resi sicher auch gefallen. Dieser hier ist noch viel schöner als der Wasserfall, den wir oben gesehen haben.«

Da konnte ich ihr nur beipflichten. »Sollen wir zurückfahren und die beiden holen?«

Schnell waren wir uns einig, eilten zum Auto und fuhren erwartungsvoll die paar Kilometer zurück. Würden wir sie finden?

»Da, am Straßenrand, da gehen sie!«, riefen wir beide. Ich öffnete das Fenster. »Wir sind wieder da! Wir haben etwas Wunder schönes gesehen und wollten euch das auch zeigen. Wollt ihr mitfahren?«

»Ja, sicher, das ist aber nett von euch«, sagten sie ganz überrascht.

Sie waren total hingerissen von der erhabenen Schönheit des gewaltigen Wasserfalls und konnten sich kaum satt sehen. Begeistert filmten sie drauflos.

Im Abendlicht spazierten wir dann noch ein wenig den Weg entlang ins nächste Dorf. Ich erzählte Gert, dass ich im Jahr zuvor eine schwierige Zeit erlebt hatte, aber auch von meinen positiven Erfahrungen im Krankenhaus. Ich verschwieg ihm ebenfalls nicht, dass ich anfänglich große Sorgen im Blick auf meine Identität als Mann gehabt hatte. Doch mit Überzeugung konnte ich ihm dann bekennen:

»Mir ist klar geworden, dass nicht meine Männlichkeit meinen Wert ausmacht. Meine Identität ist im Vertrauen auf Christus begründet.« Wieder war er sehr beeindruckt. Zumal auch er noch Untersuchungen vor sich hatte und ziemlich beunruhigt war. Ich konnte ihm dann einiges über dieses Männerleiden erklären und ihm auch Mut machen. Denn manche meiner Befürchtungen sind gar nicht eingetroffen.

Wir fuhren unsere neuen Freunde dann noch in ihr Hotel in Locarno, da es mit dem Bus zu spät geworden wäre. Sie versprachen, uns ihre Filme zu schicken. Was sie übrigens auch taten. Auch wir wollen mit ihnen im Kontakt bleiben und beten weiter für sie. Wir sind gespannt, was Gott aus dieser Bekanntschaft noch machen wird.

Für uns war diese Begegnung eine wunderbare Fügung. Am Schluss sagten wir den beiden auch, dass wir am Morgen bewusst um Gottes Führung gebetet hätten. Dies alles sei sein Plan und seine geniale Idee gewesen. Die Freude und Dankbarkeit waren auf beiden Seiten groß. Geistesgegenwärtig leben lohnt sich! Das fordert zwar ein Stück Offenheit und Flexibilität, aber so sind Wunder im Alltag keine Seltenheit.



## Kapitel 18

# Geführt oder getrieben?

»Hallo, keine Zeit«, das sei der Pensioniertengruss, behaupten böse Zungen. Ganz aus der Luft gegriffen ist es nicht. Weil der Tagesablauf meist nicht mehr so streng strukturiert ist, bleibt einem auch weniger Zeit. Manches lässt man ruhiger angehen. Trotzdem kreisen noch diverse Pläne und Ideen in Kopf und Herz, die man verwirklichen möchte. Darum stellt sich gerade in dieser Lebensphase vermehrt die Frage, wovon unser Leben eigentlich bestimmt wird. Im Folgenden möchte ich von einigen Dingen berichten, die mir seit meiner Pensionierung wichtig geworden sind und in denen ich Gottes wunderbare Führung erlebt habe.

Mit dem Pastorenehepaar von Hauptwil (Nähe St. Gallen) saßen wir bei einem gemütlichen Jubiläumsessen. Bei unseren Gesprächen stießen wir auch auf das Thema Wohnungssuche, denn wir mussten umziehen. Unvermittelt sagten unsere Freunde: »Kommt doch nach Hauptwil!« Daran hatten wir wirklich noch nie gedacht. Da wir fast immer in Städten gearbeitet hatten, zog es uns eher in deren Nähe. Obwohl Hauptwil nur zwanzig Autominuten von St. Gallen entfernt liegt, empfanden wir dieses Dorf mit etwa 1800 Einwohnern doch als sehr ländlich und abgelegen. Wir konnten es uns einfach nicht vorstellen.

Am nächsten Tag schlug ich die Zeitung auf und was sah ich? Schön eingerahmt stach ein Wohnungsinserat aus allen anderen heraus. Oben stand mit großen Buchstaben: »Hauptwil«. Dann folgte eine Beschreibung der Wohnung.

»Mensch«, sagte ich zu meiner Frau, »das ist genau die Wohnung, die wir suchen!«

Überrascht studierte auch sie das Inserat. »Für diesen nied-

rigen Mietpreis kann es doch nichts Vernünftiges sein«, meinte sie. Und ich musste ihr beipflichten.

Interessiert hätte es mich aber trotzdem, die Sache einmal anzuschauen. Aber ihr Herz hing noch am alten Wohnort, wo sie gute Beziehungen pflegte. In einem anregenden Frauenkreis in der Nachbarschaft hatte sie gute Freundinnen gefunden. Sie hoffte darum immer noch auf eine freie Wohnung in der Nähe.

Ich konnte mich viel besser lösen, da ich keine so intensiven Kontakte am Ort pflegte. Mich zog es im Gegenteil wieder mehr in die Ostschweiz mit dem 2 500 Meter hohen Säntis und dem idyllischen Bodensee. Trotz des Inserates von Hauptwil sahen wir uns noch einige andere Wohnungen in der Region an. Aber keine sprach uns so stark an, dass wir hätten sagen können: »Das ist sie!«

Also mussten wir uns doch intensiver mit Hauptwil beschäftigen. Wir fuhren dorthin, ohne unseren Freunden davon zu erzählen. Nachdem wir uns den Ort ein wenig angesehen hatte, standen wir also vor dem gepflegten Wohnblock und fragten uns, wo wohl die ausgeschriebene Wohnung sein könnte. Da tauchte plötzlich ein junger Mann in der Eingangstür auf. Keck ging meine Frau auf ihn zu und fragte: »Wissen Sie zufällig, wo eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung frei wird?«

»Ja, sicher«, schmunzelte er, »meine! Sie können sie gerne ansehen.«

Bei der Wohnungsbesichtigung machten wir große Augen. Schöne Parkettböden strahlten uns entgegen. Die geräumige Küche war mit einem neuen Geschirrspüler und einem Keramikkochherd ausgerüstet. Ein helles, sonniges Wohnzimmer mit Essecke und ein großer Ost-Süd-Balkon mit schöner Weitsicht rundeten das Bild ab.

Gewiss, die Wohnung lag gegenüber einer alten Färbereifabrik, die in ein Gewerbezentrum umfunktioniert worden war. Aber da sie im obersten Stockwerk war, hatte man freie Sicht über Fabrik und Häuser hinweg. Sogar ein Stück des Säntisgebirges konnten wir sehen.

Der junge Mann, der uns die Wohnung zeigte, brachte uns gleich zum Hauswart. Dieser händigte uns Anmeldeformulare

aus und ermutigte uns, die Chance doch zu ergreifen. Also taten wir es. Drei Tage später lag der Mietvertrag bereits in unserem Briefkasten und wir brauchten nur noch zu unterschreiben. Nach einiger Bedenkzeit schickten wir die Verträge zurück und bekamen unsere Wunschwohnung!

Als pensionierter Pastor in einer kleinen Gemeinde meinen Platz zu finden, war nicht so einfach. Gewiss, ich hatte schon hie und da in der Freien Evangelischen Gemeinde Hauptwil als Gastpastor gepredigt. Aber nun hier zu wohnen und Mitglied zu sein, war doch etwas anderes. Doch man nahm uns sehr freundlich auf und ich wurde ab und zu gebeten, zu predigen.

Bald darauf wurde bei mir der Krebstumor entdeckt. Die umfassende Ganzoperation, von der ich bereits berichtet habe, und eine längere Erholungszeit folgten. Irgendwie verlor ich dadurch etwas den Kontakt zur Gemeinde. Bestimmt wollte man mich auch schonen.

Für einige Predigtdienste wurde ich aber wieder angefragt und ich nahm sie auch gerne an. Doch nach der Predigt gab es kaum Reaktionen. Ich meine nicht das oberflächliche Lob: »Das war eine gute Predigt!«, sondern tiefergehende Gespräche, konstruktive Kritik, Ermutigung. Das verunsicherte mich. »Bin ich hier wirklich am richtigen Platz oder werden meine spezifischen Gaben gar nicht gebraucht beziehungsweise gewünscht?«, fragte ich mich. Dazu kam noch ein Missverständnis, das mich ziemlich deprimierte.

»Herr, warum hast du mich hierher geführt?«, fragte ich zweifelnd. Aber nach einiger Zeit wusste ich innerlich die Antwort: »Kurt, du hast hier noch eine priesterliche Aufgabe zu erfüllen.« Was hieß das? Das Bild des alttestamentlichen Priesters stand mir vor Augen. Auf seiner Brust trug er zwölf eingefasste Edelsteine. Auf jedem Stein stand der Name eines israelitischen Volksstammes. Auch auf jeder Schulter lagerten je sechs Edelsteine mit denselben Namen. So trug er das Volk Israel quasi auf dem Herzen und auf der Schulter. Im Heiligtum des Tempels betete er für sein Volk, brachte Opfer dar und versöhnte die Menschen wieder mit Gott und ihren Nächsten. Das war also auch meine Aufgabe: Für

die Gemeinde beten, sie ermutigen und versöhnend zu wirken. Aber wie sollte das praktisch aussehen?

Kurze Zeit später hatte ich einen faszinierenden Gedanken. Ich nenne es Geistesblitz, weil ich überzeugt bin, das der Heilige Geist mir diese plötzlich Idee eingegeben hat. »Du könntest doch regelmäßig mit dem Pastorenehepaar und Esther zusammen beten und fasten.« Das war es! Aber ob die anderen auch so begeistert sein würden? Ich fragte sie an und zu meiner großen Freude sagten alle sofort zu. Noch in derselben Woche trafen wir uns über Mittag zum Fastengebet. Fruchtsaft stand natürlich bereit, denn trinken soll man bekanntlich beim Fasten reichlich. Wir tauschten Gebetsanliegen aus und nahmen uns rund eine Stunde Zeit, um intensiv für diese zu beten.

Da wir also weder kochen, essen, noch hinterher aufräumen mussten, gewannen wir Zeit fürs Gebet. Fasten ist keine religiöse Leistung. Es unterstreicht aber den Ernst unserer Gebete und hilft dabei, sich besser auf das Wesentliche zu konzentrieren. Mir scheint, dass über solchen Fastengebeten ein ganz besonderer Segen liegt. In der Bibel lesen wir, dass die Christen oft ganz selbstverständlich das Beten mit dem Fasten verknüpft und dabei wunderbare Dinge erlebt haben.

Wir beschlossen also, dieses Mittagsgebet wöchentlich durchzuführen. Viele Monate sind seither vergangen und wir sind immer noch total begeistert. Gott antwortet auf unsere Gebete in erstaunlicher Weise. Einige Ereignisse kann ich hier nicht beschreiben, weil sie seelsorgerlicher Natur sind und nicht in die Öffentlichkeit gehören. Aber ein paar konkrete Gebetserhörungen möchte ich doch erwähnen. Wie so oft musste Gott zuerst bei mir anfangen. Er beseitigte meine Unsicherheit und meinen Frust wie durch ein Wunder. Durch die neue Möglichkeit der Anteilnahme, des Gebets und der Freundschaft wurde mein innerer Mangel gleichsam ausgefüllt. Außerdem ließ er mich meine Bestimmung und meinen Platz finden. Das Vakuum wurde nicht nur ausgefüllt, sondern mein Leben konnte nun wieder überfließen. Ich erfuhr Gottes konkretes Handeln in unserer Zeit. Das verlieh meinem Glauben Flügel! Auch die Beziehung zu dem Pastorenehepaar

hat sich auf natürliche Art erfreulich vertieft. Sie wissen sich von uns unterstützt und wir werden ebenfalls durch sie ermutigt und gesegnet.

Eine erfreuliche Gebetserhörung hat mit einer Missionsfamilie zu tun, die gerade die Rückkehr in die Schweiz plante, weil ihre Arbeit in Afrika beendet war. Unsere Gemeinde hatte sich verpflichtet, regelmäßig für sie zu beten und Geld zu spenden. Dadurch bestand eine besondere Beziehung zu Hauptwil. Sie baten uns, für den rechten Wohnort und ein geeignetes Haus zu beten. Das taten wir während unserer Fastengebete regelmäßig und eindringlich.

Eines Tages hieß es, sie wünschten tatsächlich, in unserem Dorf zu wohnen und in unserer Gemeinde mitzuarbeiten. Das freute uns. Nun beteten wir umso herzlicher für die rechte Wohngelegenheit. Kurz darauf hörten wir, dass ganz in der Nähe der Gemeinde ein ideales Haus frei würde. Es gehörte einer gläubigen christlichen Familie, die aber in einer anderen Kirchengemeinde mitarbeitete. Der Knackpunkt: Es musste gekauft werden und das Geld dazu war nicht vorhanden. Die Hausbesitzer brauchten es aber, um in einem anderen Dorf neu bauen zu können. Also beteten wir weiter für die richtige Lösung. Und sie wurde gefunden!

Bei unserm nächsten Gebetstreffen hörten wir, dass die Besitzer des Hauses freundlicherweise bereit wären, es zu einem günstigen Preis zu vermieten. Offensichtlich hatte sich für sie eine andere finanzielle Lösung ergeben. Ein Verwandter der Missionsfamilie fotografierte das Haus, die Zimmer, die Umgebung und schickte die Aufnahmen nach Afrika. Er selbst war von dem Haus hellauf begeistert. Ihm und uns schien es der maßgeschneiderte Ort für diese Familie zu sein, die sich erholen und in unserer schweizerischen Kultur neu einleben musste. Der Funke sprang dann auch nach Übersee und sie nahmen diese gute Führung Gottes dankbar an.

Eine andere Erfahrung freute uns ebenfalls von Herzen. Sie fing allerdings nicht so glücklich an: Ein etwa seit einem Jahr pensionierter Ältester unserer Gemeinde, für den wir auch oft ge-

betet hatten, erlitt beim Holzfällen eine plötzliche Bewusstseinsstörung. Zum Glück war ein Kollege bei ihm, der sofort reagierte und ihn auf abenteuerliche Weise ins Krankenhaus brachte. Die nötigen Untersuchungen wurden durchgeführt, aber nichts Besorgniserregendes gefunden. Er sollte allerdings einige Tage unter ärztlicher Beobachtung bleiben. Wir und natürlich manche andere beteten intensiv für ihn. Diese Erfahrung sollte ihm nicht nur wie eine lästige Angelegenheit erscheinen, sondern ihm im Glauben viel Gewinn bringen.

Als quirligem Geschäftsmann war es ihm im Krankenhaus furchtbar langweilig. Da brachte ihm jemand ein Buch mit dem Titel »Beten wirkt Wunder« mit. Er, der sonst kaum Bücher las, griff eifrig danach und verschlang es in einem Zug. Tief betroffen legte er es zur Seite und wusste, dass es mit seinem Gebetsleben anders werden musste. Hier sein Bericht aus dem Gemeindeblatt:

### ***Stopp, Standortbestimmung!***

*Der Begriff Standortbestimmung ist uns allen auf vielfältige Weise bekannt. Meist werden wir von Menschen oder Sachzwängen dazu genötigt.*

*Ich habe das vor kurzer Zeit ganz persönlich erlebt. Von einem Augenblick auf den nächsten wurde ich von der Arbeit ins Krankenhaus abgerufen. Eine Bewusstseinsstörung hatte mich befallen. Ich lag einige Tage im Krankenhaus, fühlte mich gesund und fand Zeit zum Lesen und zum Nachdenken über mein Leben. Durch Bücher von Helga Anton wurde mir ganz neu bewusst, wie Gebet Veränderungen, ja sogar Wunder bewirken kann. Ich habe erlebt, wie meine Beziehung zu Jesus Christus durch das Gebet zu einer neuen Liebes- und Vertrauensbeziehung wurde. Auch habe ich erkannt, dass ich nicht zufällig im Krankenhaus bin, denn es geschieht nichts ohne Gottes Willen. So wurde meine Krankheitszeit zu einer Gnaden- und Lehrzeit.*

*(...) In meinem Fall war diese Krankheit eine Erziehungsmaßnahme, für die ich meinem Heiland dankbar bin. Ich durfte auch erfahren, wie mich der Herr gesegnet hat und ich sein Werkzeug sein durfte. Ich möchte auf meinem Lebensweg noch viele Erfahrungen durch das Gebet machen.*

*Ehrlicherweise muss ich auch bekennen, dass ich nie an Gemeinde-Gebetsstunden teilgenommen habe. »Ich habe ja sonst viele Verpflichtungen«, war bisher meine Ausrede. Paulus sagt in 1. Timotheus 2,1: »So ermahne*

*ich nun, dass man vor allen Dingen tue Bitte, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen.« – »Vor allen Dingen.« Diese Ermahnung von Paulus soll mich in Zukunft begleiten.*

Heute leitet er sogar selber ab und zu das Gebetstreffen.

Gerne arbeite ich mit anderen Kollegen zusammen. Und wieder einmal »blitzte« es in mir ...

»Eine gemeinsame Predigtreihe, zusammen mit meinem Pastorenkollegen, wäre doch für uns beide wie für die Gemeinde eine segensreiche Sache!« Er fand diese Idee gut. Ich bat meinen Kollegen, ein Konzept über einen biblischen Abschnitt seiner Wahl zu erarbeiten. Er entschied sich für die Bergpredigt Jesu (Matthäus 5-7). Zusammen feilten wir weiter daran und teilten die verschiedenen Abschnitte auf uns beide auf.

Nun liegen schon einige Predigten hinter uns. Wir sind beide hoch motiviert und mir scheint, dass auch die Gemeinde sehr beeindruckt und gesegnet worden ist. Jedenfalls entstanden gute Gespräche und Diskussionen. Auf den Gesichtern konnten wir die Freude ablesen. Dass wir uns als Pastoren nicht gegenseitig Konkurrenz machen, sondern uns anspornen und mitfreuen, wenn dem andern die Predigt gelungen ist, wirkt sich sicher positiv aus. Nun sind wir weiter gespannt, was durch unser Beten und Fasten noch ausgelöst wird. *Sein* Name soll dadurch geehrt werden!

In meinem Rentneralltag ist es immer eine neue Herausforderung, die Balance zu finden. Es stellt sich die Frage: »Werde ich geführt oder getrieben?« Als Menschen im Pensionsalter über die Zeit nun selber ganz verfügen zu können, ist nicht nur Gabe, sondern auch Aufgabe. Wie leicht kann man die Zeit verträdeln oder sich von allen möglichen Wünschen und Ansprüchen treiben lassen. Hier die Balance zu finden, muss geübt werden.

Da ist das Gebet um die Führung Gottes wiederum sehr hilfreich. Aus der Verbindung zu ihm können wir unterscheiden lernen, was für uns richtig oder falsch ist. Das Sprichwort »Das Gute

ist oft der Feind des Besseren« stimmt wirklich. Wir können viel Gutes tun und verpassen dabei vielleicht das Bessere. Ein Bibelwort aus dem Epheserbrief Kapitel 2,10 ist mir in diesem Zusammenhang sehr wichtig geworden. Es heißt: *In Jesus Christus sind wir geschaffen zu guten Werken. Diese hat er schon vorbereitet, damit wir sie zur rechten Zeit umsetzen können* (eigene, sinngemäße Übersetzung).

Folglich soll ich nur die Werke tun, die er für mich schon vorbereitet hat, nicht mehr und nicht weniger. Auszuwählen ist allerdings nicht immer leicht. Oft bekomme ich interessante Angebote, die auf den ersten Blick sehr reizvoll scheinen (Kurpastor in irgendetwas einem Hotel, Reiseleiter auf christlich geführten Reisen, Studienfahrten nach Israel oder in die Türkei, Seminare usw.). Obwohl dies alles gut und für andere richtig sein kann, merke ich doch, dass diese Dinge meist nicht zu meinen »vorbereiteten Werken« gehören. Oft bete ich auch: »Herr, verhindere bitte, was nicht von dir kommt! Ich überlasse dir meine Planung für die kommende Zeit.« Vor manchem Leerlauf oder mancher Fehlentscheidung bin ich dadurch bewahrt worden.

Meine Aufgabenbereiche liegen z. B. im Begleiten von jungen Pastoren oder Gemeindeleitern. Geistliche Prozesse in Gemeinden auslösen helfen, Predigtreihen zusammen mit andern Pastoren gestalten und eben der priesterliche Gebetsdienst, das sind meine Stärken und Schwerpunkte. Auch wenn mich diese Aufgaben ziemlich fordern, so überwiegt die Freude doch bei weitem. Zwischendurch ist aber immer wieder Entspannung und Erholung angesagt. Auch diese Phasen wollen ganz bewusst mit eingeplant sein.

Vor einigen Monaten saßen wir in einer Runde mit Ehepaaren, die in einigen Jahren das Pensionsalter erreichen werden. Man tauschte sich aus über Fragen im Blick auf die kommende Zeit der Pensionierung. Praktisch alle äußerten Bedenken. Würden sie sich gegenseitig auf die Nerven gehen? Miteinander streiten? Uneinig sein, was sie miteinander unternehmen wollten? Ganz unbegründet ist das alles nicht.

Ein Beispiel: Die Frau eines Managers freute sich riesig auf die



Pensionierung ihres Mannes: »Endlich haben wir Zeit füreinander!«, schwärmte sie. Nach einigen Monaten wurde sie gefragt, ob sie das neue Glück nun genieße. »Schrecklich«, seufzte sie, »er wollte mir den ganzen Haushalt neu organisieren. Managen war halt immer sein Metier. Aber für mich ist das ein großes Problem, denn es ist eben doch ›mein Haushalt‹. Um einmal einige Zeit meine Ruhe zu haben, schickte ich ihn zum Einkaufen. Nach einer halben Stunde war er schon wieder zu Hause. Auf die Frage, warum er schon zurück sei, hat er gesagt: ›Alles eine Frage der guten Organisation!‹ Es ist so schwierig, mit unserer neuen Situation zurechtzukommen«, stellte sie resigniert fest.

Es stimmt, für beide beginnt eine neue Lebensphase und es gilt, sich darauf einzustellen. Natürlich kann jeder für sich noch aktiv sein, aber der geregelte Lebensablauf ist nicht mehr gegeben. Viele Frauen erwarten nun vom Mann mit Recht, dass er im Haushalt mehr Hand anlegt. Tut er es dann, so macht er es meist nicht zur Zufriedenheit seiner lieben Gattin. Das wiederum demotiviert ihn. Und was die gemeinsamen Unternehmungen anbelangt, so sind die Bedürfnisse oft sehr unterschiedlich. Ist die Pensionierung also mehr Last als Lust?

Alle diese Stolpersteine kenne ich in etwa auch. Und doch genießen meine Frau und ich zusammen die frei gewordene Zeit in vollen Zügen. Wenn es auch täglich neue Herausforderungen gibt, so kann diese Zeit doch enorm »lustvoll« werden.

Wieder hängt es zusammen mit der Frage: Getrieben oder geführt? Ich bin ein Mann, der seine Wünsche hat. Von einer Lieblingsidee lasse ich mich nicht so leicht abbringen. Das zeigte sich z. B. bei der Wohnungssuche, bevor wir nach Hauptwil umzogen. Meine Frau und ich hatten ja verschiedene Vorstellungen. Nun musste es sich zeigen, ob wir uns wirklich von Gott führen lassen oder nur unseren Willen durchsetzen wollten. War ich auch bereit, auf meine Frau einzugehen und ihr zuliebe auf meinen bevorzugten Wohnort zu verzichten? Liebe ist, ihr die Wünsche von den Augen abzulesen, so sagt man doch, oder?

Im Grunde wollten wir uns beide von Gott führen lassen. Denn wir sind tief überzeugt, dass dies immer der beste Weg ist. Aber

loslassen ist nicht so leicht und oft mit innerem Kampf verbunden. Im Blick auf den Wohnort konnten wir uns schließlich gütlich einigen, hatten wir doch die deutliche Führung von Gott erlebt. Aber meine Frau benötigte Zeit, um sich zu lösen, um auch mit dem Herzen ein Ja zum neuen Weg zu finden. Liebe hieß hier also, ihr dazu Zeit zu lassen und nicht ungeduldig zu drängen. Das ist aber nicht unbedingt meine Stärke.

Trotzdem: Wenn wir Gott von ganzem Herzen lieben, so wird er uns auch mit seiner Liebe beschenken, die wir dann an unsere Nächsten weitergeben können. Und der Allernächste ist jetzt eben meine Frau! Hier findet der Test für meine Liebesfähigkeit und Glaubwürdigkeit statt, weil ich da wirklich bin, was ich bin! Gerade für einen Pastor ein entscheidender Faktor. In dieser Hinsicht erlebe ich meine Schwächen, aber auch, wie wertvoll mein Glaube an Christus ist. Die Auswirkungen dieses Glaubens bezeichnet der Apostel Paulus so: *Die Frucht des (Heiligen) Geistes ist Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Keuschheit (Selbstbeherrschung)* (Galater 5,22-23a). Das ist eine Zusage für Menschen, die in der Verbindung mit Jesus leben. Deshalb kann unsere eheliche Liebe zueinander wachsen und täglich erneuert werden. Sie erlangt auf diese Weise eine Tiefe, die wir in jungen Jahren so nicht gekannt haben. Dann muss es nicht sein, wie jemand behauptete: »Wenn ein Mann einer Frau die Autotüre öffnet, so ist entweder die Frau oder der Wagen neu.«

Heute nehme ich mir mehr Zeit, meine Frau zu erfreuen. Sei es mit kleinen Handreichungen, mit einem feinen Frühstück, liebevollen Zeichen der Dankbarkeit, Ideen für gemeinsame Unternehmungen, die auch sie ansprechen, oder speziellen Überraschungen zu besonderen Tagen und Festen. Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.

All das wiederum beeinflusst unser Intimleben. Sexualität hat vor allem mit Liebe, Wertschätzung und Zuwendung zu tun. Erfüllte Sexualität hängt nicht in erster Linie vom Alter ab oder wie lange man schon verheiratet ist. Sie ist eine Frage der inneren Liebesfähigkeit und Reife. So kann die körperliche Freude aneinander an Zärtlichkeit und Tiefe gewinnen. Wir erleben sie sehr

beglückend. Das ist der beste Nährboden für die Liebe und Treue im Alltag.

Wir sehen es heute als Vorrecht, viele Dinge gemeinsam erleben zu können. Früher musste meine Frau oft auf erlebnisreiche Konferenzen, spannende Projekte und sportliche Aktivitäten verzichten. Mit fünf Kindern war das einfach nicht machbar. Das aber barg ein großes Konfliktpotential. Sie fühlte sich manchmal allein gelassen. Mir fiel es schwer, sie immer richtig zu informieren, was in der Gemeinde und in mir selber vor sich ging. Das belastete die gemeinsamen Gespräche. Unsere Kommunikation verlief dann oft zu sehr auf der emotionalen statt auf der sachlichen Ebene. Wenn ich nochmals vorne beginnen könnte, würde ich versuchen, meine Frau mehr zu entlasten, ihr mehr Wertschätzung zu zeigen und sie besser in Entscheidungsprozesse einzubeziehen.

Heute machen wir viel mehr gemeinsam. Vieles muss gar nicht mehr erklärt werden. Die gleichen Anliegen beschäftigen und verbinden uns und wir beten gemeinsam dafür. Das alles schafft eine neue Qualität von Beziehung. Darum sind wir zutiefst dankbar für die Zeit der Pensionierung und erleben sie wie ein Stück Garten Eden ... Na ja, so ganz »schlangenfrei« ist dieses Paradies leider doch nicht!

## Schwanger mit einer Vision

Es beschäftigt mich oft, dass wir zwar viel predigen, aber wenig erreichen. Den Menschen, die kaum etwas vom Glauben an Christus halten, haben wir zwar schon manche guten Angebote gemacht. Aber warum bleibt der nachhaltig positive Einfluss auf die Gesellschaft unserer Tage so spärlich? Warum nimmt man uns als Freikirchen kaum wahr? Und wenn doch, sieht man uns oft bloß als farblose Außenseiter oder gar als gefährliche Sekte und lehnt uns ab.

Machen wir etwas falsch? Nein, wenn wir abgelehnt werden, weil wir uns zu Christus halten, wollen wir das gerne auf uns nehmen. Es gibt allerdings auch berechtigte Gründe, warum Menschen kaum auf das hören wollen, was wir ihnen zu sagen haben.

Vor etwa acht Jahren versuchte ich, in St. Gallen eine interessante Idee umzusetzen. Das Ziel: Als Gemeinde für die Bedürfnisse der Menschen sensibel zu werden. Wenn wir nämlich ihre Nöte und Wünsche kennen, fangen wir an, sie mit anderen Augen zu sehen. So kann die Liebe zu ihnen wachsen. Dann werden wir fähig, praktisch, und wenn nötig auch mit Worten zu reagieren. Das wollte ich gerne einmal versuchen.

Mit unserer Gemeindeleitung zusammen plante ich also eine spezielle Ferienwoche. Wir führten sie in unseren eigenen Gemeinderäumen durch, um näher vor Ort zu sein. Geschlafen wurde zu Hause. Wir wollten Podiumsgespräche mit Vertretern und Vertreterinnen aus dem Sozialbereich, der Wirtschaft, der Justiz und der Bildung organisieren. Zudem sollten sich die Gemeindeglieder in Stadtteilgruppen zusammenfinden. Die Aufgabe: mit dem örtlichen Polizisten, Schulpräsidenten, Pfarrer oder anderen verantwortlichen Männern und Frauen im Umfeld Kontakt aufnehmen und sie zum Gespräch einladen.

Nun mussten natürlich die richtigen Personen für unsere Podien gefunden werden. Ich rechnete mit ablehnenden Reaktionen. Wer Rang und Namen hat, will sich doch nicht mit einer Freikirche einlassen, dachte ich. Aber das stellte sich als pures Vorurteil heraus. Ich war total überrascht, wie positiv die prominenten Personen auf meine Anfrage reagierten. Ja, sie freuten sich, dass sich eine Freikirche überhaupt für ihre Anliegen interessierte. Der Chef der Sozialabteilung der Stadt lud mich zu einem Vorbereitungsgespräch ein. Ein volle Stunde saßen wir zusammen. Sein Beitrag war nachher entsprechend informativ und hilfreich. Insgesamt bekamen wir fast keine Absagen! Eine ganze Reihe illustrierter Gäste durften wir während der Woche bei uns willkommen heißen. Eine eindruckliche Bestätigung, dass wir auf dem richtigen Weg waren.

Etwa siebzig Erwachsene und Jugendliche machten mit. Das war erfreulich! Klar, es waren nicht alle gleich stark begeistert. Wir betraten ja auch Neuland und das macht auch ein bisschen bange. Zum Teil schien es unsere Gemeinde jedoch zu überfordern.

Später fragte ich mich, ob der Zeitpunkt zu früh gewählt, die Veranstaltung zu wenig vorbereitet oder die Basis in der Gemeindeleitung nicht tragfähig genug war. Ich weiß es bis heute nicht. Jedenfalls schien es kein wirklich gemeindeveränderndes Ereignis gewesen zu sein. Einige waren vielleicht froh, zum gewohnten und weniger anspruchsvollen Gemeindeleben zurückkehren zu können. Aber hinter die positiven Erfahrungen und Erkenntnisse konnte und wollte ich persönlich nicht mehr zurückgehen. Entweder hat unser Glaube und die vielgepriesene Liebe Hand und Fuß oder es bleibt bei schönen Worten.

Trotzdem will ich lernen, dass Gott auch anderen Zeit für einen Prozess zugesteht. Das befreit mich von liebloser Verurteilung, Überheblichkeit und Verbitterung. Doch ich fand es natürlich sehr schade, dass die Gemeinde diese Chance nicht intensiver nutzte. Manche Pionierarbeit hat eben nicht auf Anhieb Erfolg. Doch die Vision, Menschen ebenso umfassend zu lieben, wie Christus sie liebt, hat sich bei mir mehr und mehr vertieft. Sie ist

zu einem Feuer geworden, das in mir brennt. Darum predige und lebe ich heute – auch als pensionierter Pastor – für dieses Ziel.

Eine Aussage des Apostels Paulus hat mich in den letzten Jahren intensiv beschäftigt. Er beschreibt, wie er Menschen mit Jesus Christus bekannt machen will. Dabei setzt er fünf Eckpunkte, die wie bei einem Fünfeck untrennbar zusammengehören. Im Römerbrief Kapitel 15,18 beschreibt er sie: *Ich würde nicht wagen etwas zu sagen, was nicht Christus in mir gewirkt hat. Ich möchte die Menschen zu einer vertrauensvollen Hingabe an Christus führen. Und zwar durch das Wort, durch Taten und durch kraftvolle Zeichen und Wunder. Das alles aus der Kraft (Dynamis) des Heiligen Geistes.*

Das war seine Vision, seine Art, wie er damals seiner Botschaft Gehör verschaffen wollte. Durch diese Ganzheitlichkeit erhöhte sich die Glaubwürdigkeit seiner Botschaft massiv. Sie machte es den Menschen leichter, sich Jesus anzuvertrauen.

Man könnte die fünf Eckpunkte auch so benennen:

### 1. Inspiration

Nicht unsere Ideen, sondern Gottes Gedanken sollen wir weitergeben (»was Christus in mir gewirkt hat«). Wir haben eine große Verantwortung für das, was wir sagen. Es ist aber auch eine Verheißung, denn er will uns mit seinen guten Ideen und Gedanken beschenken.

### 2. Wort

Wir sollen in geeigneter Weise den Menschen unserer Tage von Gottes Heiligkeit, aber auch von seiner tiefen Liebe erzählen. Wir vermitteln nicht nur »fromme Sprüche«, sondern Gottes Wort als eine schöpferisch verändernde Kraft (»Wort« heißt im griechischen Urtext »Logos«, lebensschaffende Energie).

### 3. Tat

Tätige Liebe zeigt sich nicht bloß ab und zu in einer punktuellen Aktion, sondern ist ein Lebensstil. Sie muss täglich Hand und Fuß bekommen, um glaubwürdig zu sein! »Wer glaubt, handelt!«

#### 4. Wunder

Gottes übernatürliche Kraft soll sichtbar werden! Nicht mit Gewalt oder leeren Schlagworten. Die Menschen sollen sehen, dass Gott heute noch Wunder tut, überraschend und vielfältig.

#### 5. Heiliger Geist

Wir schaffen es nie aus eigener Kraft. Wir können die Menschen nicht bekehren. Das bewirkt allein der Heilige Geist. Dieses Wissen bewahrt uns vor stolzer Überheblichkeit, lähmender Resignation oder nagender Verbitterung. Was wir aus dieser Kraft heraus getan haben, hat bleibenden Wert, auch wenn der Erfolg nicht immer sofort sichtbar wird.

Ich bin überzeugt, dass auf diese Weise viele suchende Menschen williger auf unsere Botschaft hören würden. Lehren und praktizieren wir dies als ganzheitliche Vision, besteht auch weniger die Gefahr der Einseitigkeit: Wir spielen dann die einzelnen Teile erstens nicht mehr *gegeneinander* aus, zweitens *vernachlässigen* wir sie nicht und drittens werden sie nicht *überbetont*.

#### Das Pentagon



Im Moment bin ich mit Gemeinden in Kontakt, die sich auf den Prozess dieser wirkungsvollen Ganzheitlichkeit einlassen wollen. Das stimmt mich sehr zuversichtlich.

Übrigens muss ich hier deutlich betonen, dass ich dieses Thema nicht selbst erfunden, sondern höchstens etwas davon neu entdeckt habe. Frühere Generationen von Christen haben oft nach diesem Prinzip gearbeitet. Bei uns in der Schweiz sind einige Ge-

meinden, christliche Werke und Missionen schon länger auf diesem Kurs und entsprechend werden sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen. Behörden reden positiv von ihrem Verhalten und ihrem Einsatz. Von Herzen freue ich mich, wenn ich solche Berichte lese oder höre. Es wird hoffentlich Schule machen!

Trotzdem ist auf diesem Gebiet bei vielen christlichen Gemeinden ein Umdenken nötig. Wir haben meist noch nicht wirklich erkannt, dass wir in Europa in einer immer größeren geistlichen Unwissenheit und einer Art Neuheidentum leben.

Die Missionsstrategie und Vision des Apostels Paulus der damaligen Zeit – die der unseren ganz ähnlich war – ist heute absolut aktuell und wirksam. Wir müssen nicht resignieren! Wir können erleben, was es heißt, von Jesus gebraucht zu werden. Welch eine Freude es auslöst, wenn wir sehen, wie Menschen zu Christus finden! Es beflügelt und begeistert uns, wenn wir vermehrt an Gottes Wundern Anteil haben dürfen. Dann muss auch nicht mehr das quantitative Gemeindegewachstum, also die Anzahl der Gottesdienstbesucher, unsere erste Sorge sein. Gott kann uns Menschen über den Weg schicken oder in die Gemeinde führen, die für ihn offen sind. Unser Wunsch ist es doch, so anziehend zu werden, wie damals die Gemeinde der ersten Christen: *Täglich fügte der Herr der (Jerusalem) Gemeinde neue Menschen hinzu* (Apostelgeschichte 2,47).

Wenn Menschen von verkehrten Wegen zurückfinden, von Schuld frei werden und ein Ziel und einen Sinn für ihr Leben sehen – das ist das größte Wunder. Und wer dabei mithelfen darf, wird erfahren, was wirklich glücklich macht.